



Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 14. Dezember 1901 * Nr. 11.

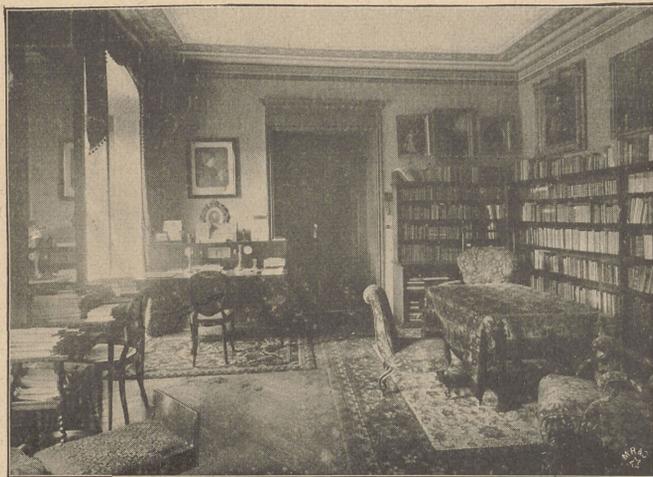
Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Dr. Udo Graf zu Stolberg-Wernigerode. Wir bringen heute das Bild des neu erwählten Ersten Vizepräsidenten des Deutschen Reichstags, des Grafen Udo Stolberg. Graf Stolberg ist in Berlin am 4. März 1840 geboren, studierte in Halle die Rechte, trat dann 1866 beim Ausbruch des Kriegs als Offizier in das Regiment Gardes du Corps ein und wurde bei Königgrätz durch einen Granatsplitter schwer am Kopf verwundet. In den folgenden Jahren war der Graf zur Kriegsakademie kommandiert. Auch den Feldkrieg von 1870/71 machte er mit und wurde dann à la suite der Armee gestellt, der er jetzt als General-Major angehört. Graf Stolberg gab sich nun der Bewirtschaftung seiner Güter hin und heiratete am 26. Juli 1871 die jüngste Tochter Elisabeth des Staatsministers Grafen v. Arnim-Boitzenburg. Graf Udo Stolberg, der in den Provinzen Schlesien, Ostpreußen und Brandenburg (Groß-Kammern) großen Landbesitz hat, begann seine Verwaltungskarriere als Landrat in Landshut i. Schlesien und gehörte zugleich dem schlesischen Pro-

vinzial-Landtag und Ausschuß wie dem preussischen Herrenhause als ein häufig hervortretendes Mitglied an. Auch im Reichstag ist Graf Udo Stolberg eine wohlbekannte Persönlichkeit. Er gehört dem hohen Hause



Schloß Groß-Kammern, Landshut i. Schlesien, d. Grafen Stolberg.



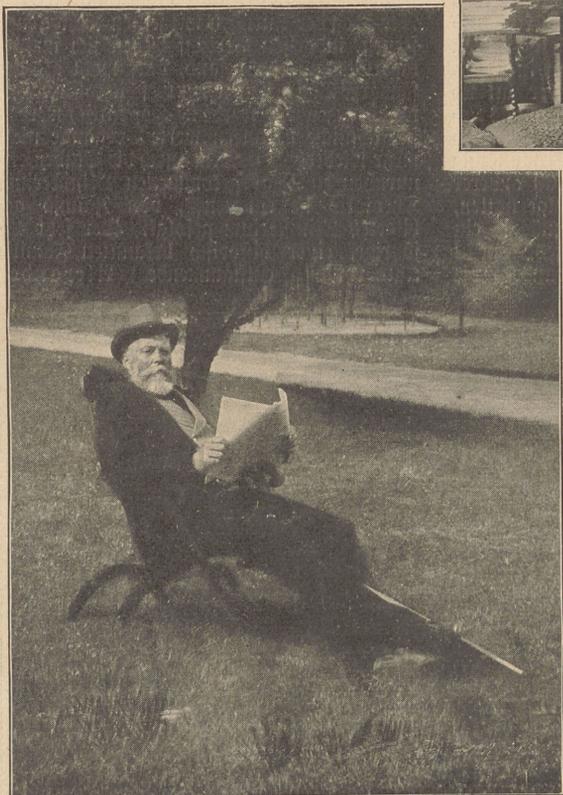
Arbeitszimmer des Grafen in Schloß Gr.-Kammern.

bereits seit dem Jahre 1877 an, mit einer Unterbrechungsfrist (1891), während derer er Oberpräsident der Provinz Ostpreußen war. Der Graf ist Ehren-Doktor der juristischen Fakultät der Universität Königsberg. Graf Udo Stolberg ist ein führendes Mitglied der deutsch-konservativen Partei; sowohl seine große Geschäftskennntnis wie seine persönlichen lebenswürdigen Eigenschaften werden ihn bei der Ausübung des oft nicht leichten Amtes am Präsidententisch des Reichstags aus vorteilhaftester unterstützen.

Die St. Jakobi-Kirche in Dresden. Ein monumentales neues Gotteshaus, die St. Jakobi-Kirche, ist am Sonntag den 1. Dezember in Dresden geweiht worden. Die neue Kirche tritt an die Stelle der Stiftskirche, welche der opferfreudige Kaufmann

übergeben. In vier Jahren ist nun der stattliche Bau vollendet worden. Die neue Kirche ist im romanischen Stile gehalten. Kraftvolle Monumentalität und schlichter Ernst, wie sie diesem eigen sind, geben dem Bau das charakteristische Gepräge. Klar spiegelt sich schon im Aeußeren des Baues seine innere Anlage: Man sieht, daß es sich um eine Zentralanlage handelt, wie sie den Bedürfnissen des evangelischen Gottesdienstes entspricht; man sieht, daß der oben ins Achteck übergehende Turm über einer quadratischen Vierung steht, und ebenso deutlich geben sich die halbrunde Chornische, die drei Sakristeien, die Vorhalle nebst den Ungängen, Lang- und Querschiff kund. Die Ecken der Vorhalle bezeichnen zwei runde gedrungene Treppentürme, ebenso sind die vier Ecken, wo der Vierungsturm aus dem Viereck ins Achteck übergeht, durch Türmchen hervorgehoben. Einfache und gekuppelte Rundbogenfenster, Fries und Galerien, sowie die riesigen Rosenfenster an den beiden Querschiffen bilden den charakteristischen Schmuck des Aeußeren. Noch ist besonders an Aeußeren zu bemerken, daß die Dächer mit grünglasierten Ziegeln gedeckt sind, wodurch sich die Kirche

Johann Georg Ehrlich im Jahre 1738 an Stelle einer noch älteren und noch kleineren Kapelle erbauen ließ. Am den Entwurf für die neue Kirche zu gewinnen, wurde im Jahre 1894 ein Preisauschreiben erlassen, bei dem der Berliner Architekt Jürgen Krüger den ersten Preis erhielt. Ihm wurde auch die Oberleitung des Baues



Udo Graf zu Stolberg-Wernigerode, der neu gewählte Vizepräsident des Reichstags.



Graf und Gräfin Udo Stolberg mit ihrem jüngsten Sohn im Schloßpark zu Gr.-Kammin.

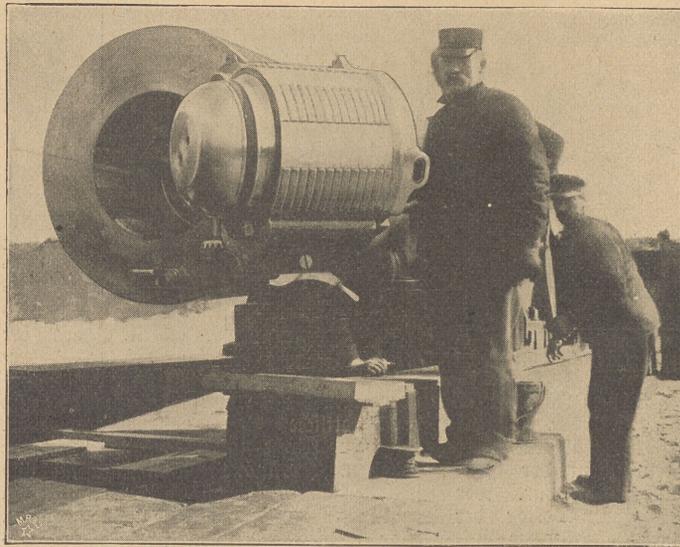
lang und hat ein Kaliber von 18 Zoll. Sie wird mit fünf Zentnern Schießbaumwolle geladen und versendet Geschosse von nahezu 20 Ctr. Gewicht.

kräftig von den umliegenden Profangebäuden unterscheidet und auch dem Fuß weniger Spielraum gegeben wird. Sieben Thüren und vier Treppen vermitteln den Zugang zum Innern und zu den oberen Räumen. Ueberraschend und bedeutend ist der Eindruck beim Betreten des Kirchenraumes. Weibevoll und mächtig liegt er da. Kuppelraum, Kreuzarme und Chor sind einheitlich zusammengeschlossen, und durch nichts gehindert geht der Blick hinauf in das Mund der Kuppel, in die Rosenfenster der Kreuzschiffarme und in die Chornische mit ihrem machtvollen Bilderschmuck. Fürwahr ein

Man war angefachts dieser enormen Massen bei den jüngst angestellten Schießversuchen mit Recht sehr enttäuscht, daß die Gewalt des Projektils, das auf eine elfzöllige Stahlplatte gefeuert wurde, das Ziel nicht zu zerföhren vermochte; der Eindruck, daß die Explosivkraft der kolossalen Ladung zum großen Teil verloren gehe, war allgemein und wurde nur vom Erfinder nicht geteilt, der fest an die Vorzüglichkeit des neuen Geschüßes glaubt. Die Herstellungskosten des Riesengeschüßes betragen ca. 350000 Mark.



Die neue St. Jakobikirche in Dresden.



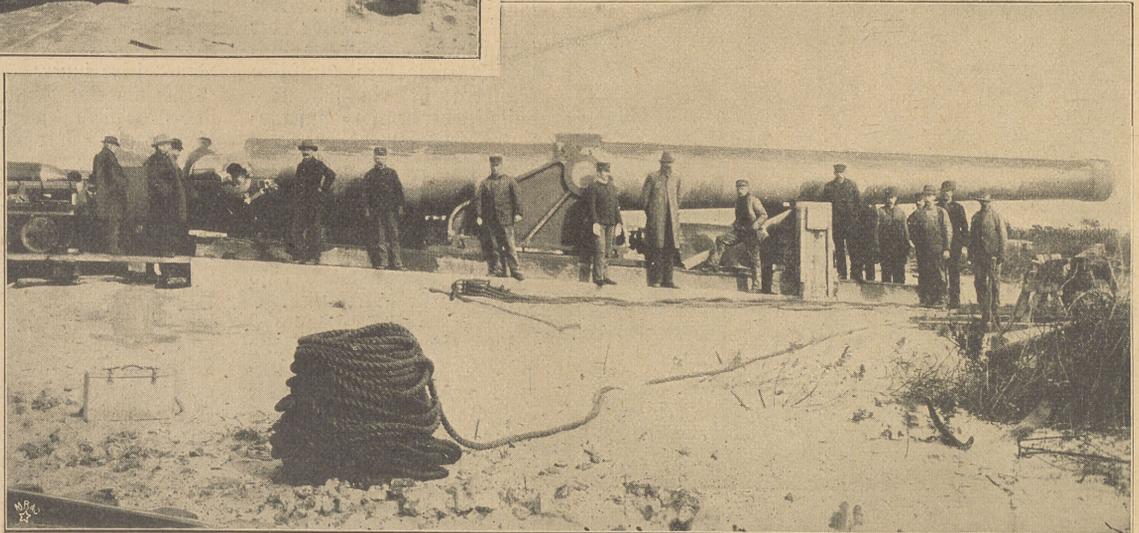
Verschuß des Geschüßes.

starker tiefer Eindruck! Festlich fühlt man sich angemutet, und eine echt evangelische Stimmung gemeindlichen Zusammenschlusses geht von dem Raume aus.

Das größte Geschüß der Welt. Unser Bild zeigt die neue, für den Schutz des New-Yorker Hafens bestimmte Gathmann-Kanone. Sie ist 17 Meter

Die **Studenten-Unruhen in Athen und der Ministerwechsel.** Den Unruhen in Athen, die leider an 25 Personen das Leben kosteten und die Verwundung etwa 100 anderer zur Folge hatten, lag zunächst ein religiöses Moment zu Grunde. Die

Studenten Athens erblickten in der vom Metropolit Prokopius genehmigten Uebertragung des Evangeliums in die Volkssprache eine Entweihung desselben. Dagegen richtete sich die Bewegung, soweit die Studenten daran beteiligt sind; später erweiterte die Gegenpartei leider die Frage auch zu einer politischen. Und so hatte sie außer dem Sturz des Metropolitens auch denjenigen des Ministeriums zur Folge. Der Tag der Unruhen mit seinen Schreckensszenen, in dessen Verlauf Athen sich im Verlagerungszustand befand, darf wohl als der schwarze Tag der neuesten Geschichte Griechenlands bezeichnet werden. Hoffentlich werden sich ähnliche bedauernswerte Vorgänge nicht mehr wiederholen. Dem durch die Studentenunruhen zu Fall gekommenen Ministerium Theotokis ist ein neues, von Zaimis gebildetes Ministerium gefolgt. Der jetzt 48-jährige, einer historisch bekannten Familie Kalaorhtas entstammende Alexander



Das neue Riesengeschüß zur Verteidigung des Hafens von New-York.



Alex. Zaimis, der neue griech. Minister-Präsident.

Zaimis gehörte bis vor 3 Jahren der Partei des Delhanis, seines Onkels, an. Unter diesem verwaltete er des öfteren das Amt eines Kammerpräsidenten. Er galt für den außerordentlichen Nachfolger des Delhanis. Als er aber nach dem Kriege zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen wurde, trennten sich die Wege der beiden Staatsmänner. Zaimis, durch Umsicht, Klugheit und guten Charakter ausgezeichnet, steht jetzt an der Spitze einer eigenen,



Das neue Reichsbankgebäude in München.

Mauvertuis die Messung des Meridians zwischen Tornea und



Korpas, Kriegsminister.

Bello in Lappland übertragen. Auch durch Untersuchungen über das Nordlicht wurde Celsius bekannt, am meisten aber durch das von ihm konstruierte Thermometer und dessen nach ihm benannte Einteilung. In Uppsala baute er ein Observatorium, das noch jetzt besteht und worin ein Teil der Festlichkeiten aus Veranlassung des Jahrestages stattfanden. In Uppsala starb er auch um 1744 durch eine Krankheit, die er sich durch seine astronomischen Beobachtungen unter offenem Himmel zugezogen hatte.

Prof. Dr. Karl Eduard Cramer. †

In Zürich ist am 24. November der durch seine botanischen Forschungen um die Wissenschaft hochverdiente Professor Cramer im Alter von 70 Jahren gestorben. Anfangs mit seinem Lehrer, dem in München wirkenden Botaniker Nägeli, später allein, veröffentlichte er eine Anzahl gründlicher naturwissenschaftlicher Untersuchungen, die ihm in der wissenschaftlichen Welt Anerkennung verschufen.

lebenskräftigen Partei. Von den übrigen Ministern interessiert wohl am meisten der nunmehr 60 jährige Finanzminister Negris, da er eine, derjenigen seines Vorgängers im Amt gänzlich entgegengesetzte Finanzpolitik vertritt. Der Kriegsminister Korpas ist eine des öfteren schon als Minister bewährte, sympathische Erscheinung.



Negris, Finanzminister.

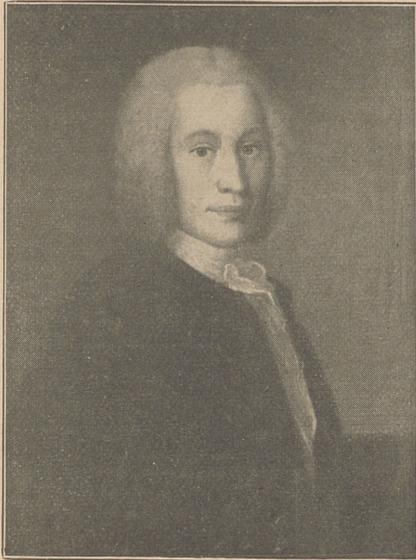
Das neue Reichsbank-Gebäude in München.

Das kürzlich dem Verkehr übergebene neue Reichsbankgebäude in der bayerischen Hauptstadt ist ein stattlicher repräsentativer Bau, der nach den Plänen des Regierungs- und Baurates Hasack und Geheimen Baurats Emmerich, unter der Leitung des Baurats Adeling, und der Mitwirkung tüchtiger Münchener Werkmeister entstanden ist. Der Stil ist einfach und ruhig, die Ornamentik bescheiden; allegorische Gestalten an der Front über den Pfeilern veranschaulichen die 6 Werkstage, die Arbeit, die Nord und Süd umschlingt, und überall gleich geschätzt ist. Das Haus fügt sich glücklich dem Stil der vornehmen Ludwigstraße an und darf sich in der an Kunstwerken so reichen Stadt mit Ehren sehen lassen, wie der zur Einweihungsfeier anwesende Reichsbankpräsident Dr. Koch in seiner Festrede hervorhob.

In Andreas Celsius 200. Todestage. Die Alma mater Schwedens, die alte, berühmte Universität in Uppsala, beging am 27. November feierlich den 200. Jahrestag der Geburt eines ihrer berühmtesten Söhne, des Andreas Celsius. Er war in Uppsala selbst geboren und war in ganz Europa als hervorragender Naturforscher bekannt; von der französischen Regierung wurde ihm im Verein mit



Anmarsch einer Matrosenabteilung gegen die Studentenhäufen. Zu den Studentenunrufen und dem Ministerwechsel in Griechenland.



Andreas Celsius, zum 200. Todestag des Gelehrten.

Cramer, der in Zürich am 4. März 1831 geboren wurde, studierte dort und in Freiburg und wurde 1861 zum Professor für Botanik am Züricher Polytechnikum ernannt, welche Stelle er bis jetzt bekleidete. Als Direktor des botanischen Gartens in Zürich hat er sich selbst ein schönes Denkmal geschaffen.

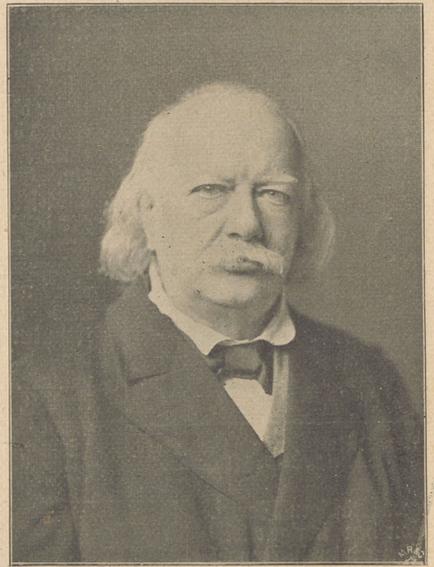
Prof. Dr. Albrecht Weber. † Der berühmte Sanskritforscher und Lehrer der Berliner Universität, Prof. Dr. Albrecht Weber, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ist am 30. November nach kurzem, schwerem Krankenlager gestorben. In ihm ist einer der hervorragendsten Sprachforscher, ein ausgezeichnete Philologe und Orientalist hingegangen, dessen Schüler auf zahlreichen deutschen und ausländischen Kathedern lehren. Albrecht Weber war am 17. Febr. 1825 als Sohn von Benedikt Weber, der als Professor der Landwirtschaft und Nationalökonomie in Breslau wirkte, geboren worden und machte seine Studien in Bonn und Berlin. Nach einem längeren, sehr ergebnisreichen Studienaufenthalt in London ließ sich Dr. Weber 1848 als Privatdozent in Berlin nieder, wo er seitdem ununterbrochen gelebt und gewirkt hat. 1856 wurde er dort selbst außerordentlicher und 1867 ordentlicher Professor.

Das Eisenbahnunglück bei Buir. Ein schweres Eisenbahnunglück, das zwei Menschenleben und zahlreiche Verwundete gekostet hat, hat sich am Abend des 29. November auf der Strecke Köln-Düren ereignet. Dort entgleisten auf dem mehrere



Professor Dr. C. Cramer, Botaniker in Zürich †.

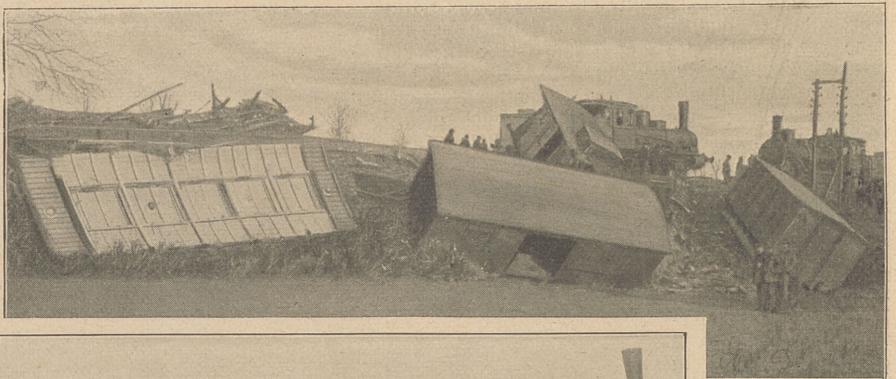
Meter hohen Eisenbahnndamm bei Buir die Maschine, zwei Packwagen und zwei Personenwagen vierter Klasse eines Personenzuges, wobei sich die Gepäckwagen über die Personenwagen schoben, diese vollständig zertrümmerten und den Abhang hinabstürzten.



Professor Dr. A. Weber, Sanskritforscher in Berlin †.

Die Entgleisung erfolgte nach den Zeitungsberichten angeblich infolge ruckloser Schienenbeschädigung. Sofort getötet wurde die Frau eines Bremfers und ein unbekannter Mann, fünf Personen wurden schwer und 17 Personen leichter verwundet.

Köln als Seestadt. Im 14. und 15. Jahrhundert befuhren die Schiffe der freien Reichs- und Hansestadt Köln alle Meere der bekannten Welt; aber mit dem Verfall der Hanse ging es auch mit ihr bergab, und am Schlusse des 18. Jahrhunderts war die ehemals so reiche und mächtige Handels-

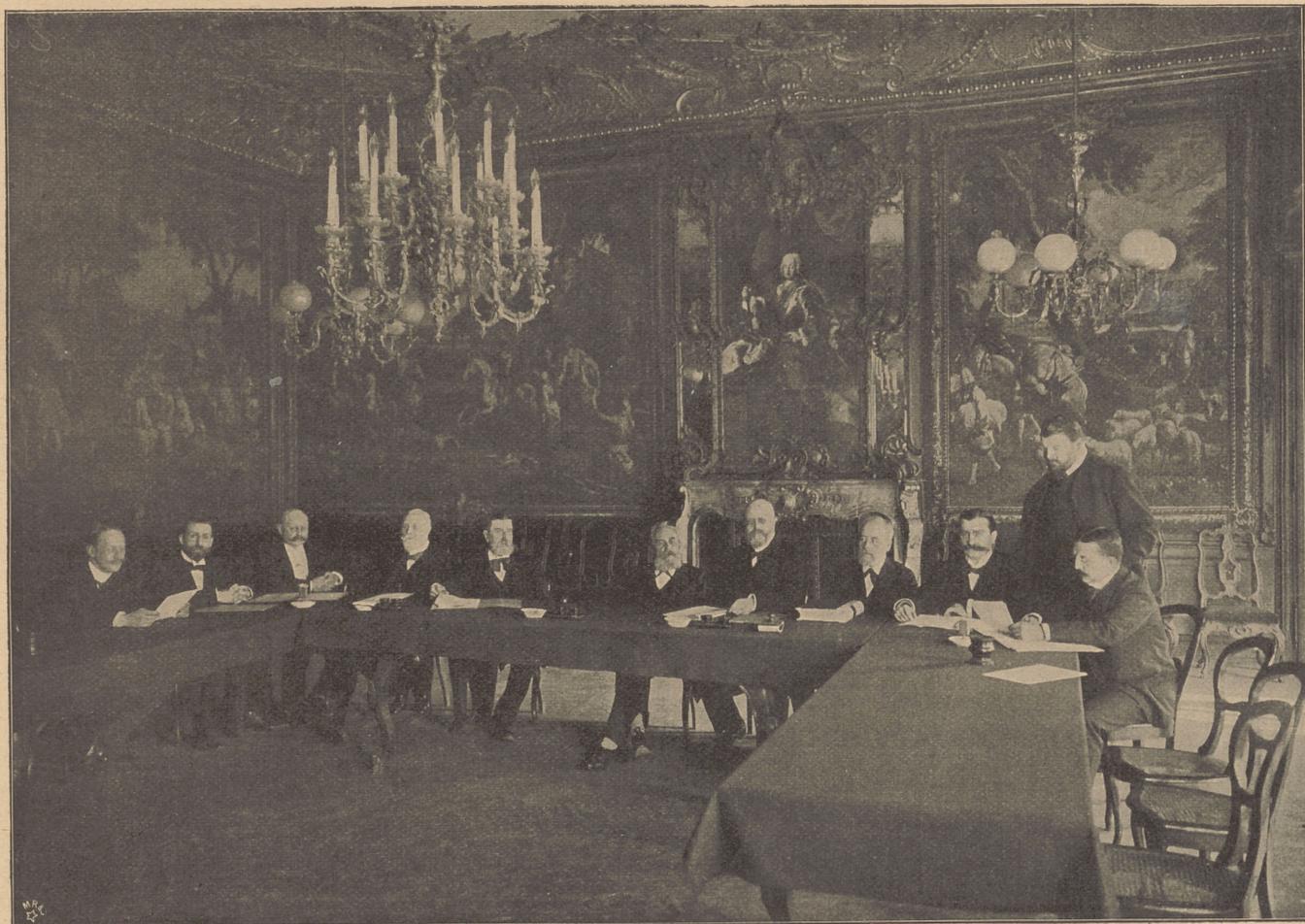


stadt, deren Bevölkerung jetzt wieder an 370 000 Seelen zählt, nur noch ein großes Dorf von 42 000 Einwohnern. Erst die Einrichtung des Zollhafens und die Erbauung eines Sicherheitshafens durch die französische Regierung brachten wieder einigen Schiffsverkehr nach Köln, der dann mit der Befreiung der Rheinschiffahrt von Abgaben für das Befahren des Stromes, der Errichtung des Zollvereins, der Einführung der Dampfschiffe und der Erbauung eines zweiten Sicherheitshafens allmäh-

Von dem Eisenbahnunglück bei Buir (Rheinland). Nach Aufnahmen von C. Kaiser, Düren.



I. Beigeordneter Felmann. Oberbürgermeister Becker.



Sitzung des Magistrats zu Köln.
Bürgermeister und Magistrat der Stadt Köln a. Rh.
Nach Aufnahmen der Photo-Illustration, Berlin.

Frauen- Daheim.

Lern tapfer verschmerzen
Und heiter ertragen —

Das Glück liegt im Herzen
Und nicht in den Tagen!



Abb. 1. Kalender mit Herbstzeitlosenmotiv.
Von Frl. Therese Humbert, Berlin.

Neue Kalender.

(Mit vier Abbildungen.)

Als hübschestes, anspruchsloses Geschenk für Weihnachten oder Neujahr gilt mehr als je der durch häusliche Kunst verzierte Kalender. Wir bringen einige besonders hübsche zur Abbildung. Für Abb. 1 und 2 zeichnet man auf einem Bogen rauher, weißer Brennpappe die Form des Ständers auf, die in der Höhe $19\frac{1}{2}$ cm mißt, an der breitesten Stelle querüber $23\frac{1}{2}$ cm. Der dunkel gebrannte Rand ringsherum ist 1 cm breit. Alle Umrisse sind mit dem breiten Stift kräftig einzubrennen, die Schattentöne mit leichten, weichen Strichen. Ist die Brandzeichnung fertig, kommt das Ausmalen. Am besten malt es sich auf der Pappe, wenn man soviel Farbe, als man zu gebrauchen glaubt, in der gewünschten Tonstärke mit Wasser mischt und dann, wie mit einer farbigen Tusche, den Ton gleichmäßig aufträgt; sonst kann man auch fertige Brandmalereifarben verwenden. — Die Herbstzeitlosen auf Abb. 1 sind lila, die Ausbuchtungen innerhalb des gebrannten Randes leuchtend karminrot, der Bergabhang hellgrün. Für die Berge wird grün und lila (permanent grün und mauve in Schönfeldschen Farben) so gemischt, daß in die am weitesten zurückliegenden mehr lila, in die vorderen mehr grün kommt. Der Himmel ist nach unten hellkarmin und geht nach oben in zartes Gelb über, das kleine Haus bleibt weiß stehen; die Tannen brennt man braun ohne Farbengebung. Der freie Raum für den Kalender mißt 6 zu 10 cm. Zu den Wasserblumen auf Abb. 2 braucht man indischgelb, zu den mattblau-grünen Blättern eine Mischung von kobaltblau und indischgelb; der Himmel ist kobalt, das Wasser etwas heller, die Wolken bleiben weiß mit ganz zartblauen Schattentönen am unteren Rande. Die Aus-

buchtungen sind wieder karminrot; zu den Bergen mischt man blau, gelb und karmin so, daß der in der Mitte liegende mehr lila wirkt, die vorderen mehr grün. Nun schneidet man selbst oder der Buchbinder die Ständerform aus; dann läßt man noch einen Rücken aus brauner Brennpappe mit einer Stütze zum Aufstellen dahinterleben. Zum Schluß sind noch die Schnittflächen des Randes ringsherum braun zu brennen, sonst sieht die Arbeit unfertig aus. — Wer es hübscher findet, kann sich den ganzen Ständer vom Tischler anfertigen lassen und anstatt auf Brennpappe auf hellem Holz arbeiten. — Aus Holz ist Abb. 3. Dazu braucht man nichts als ein raufenförmiges Brettchen mit abgesehrägten Rändern, dessen Schnittfläche 19 zu 19 cm mißt, und eine hübsche Ansichtskarte oder Malerei, in Postkartengröße. Von dieser wird unten links ein Stück von $3\frac{1}{2}$ zu 7 cm fortgeschnitten, und in die entstandene Ecke kommt zuletzt ein 3 zu 4 cm großer Abreißkalender. Dann klebt man die Karte auf und schneidet ringsherum einen $\frac{1}{2}$ cm breiten, ziemlich tiefen Rand ein, der als Einrahmung wirkt und ebenso wie der abgesehrägte Außenrand dunkler gebeizt wird, als die übrige Schnitzerei und die Rückseite. Nimmt man ein farbiges Mittelbildchen, so sieht grüne oder helleichene Beize am hübschesten aus; zu Nußbaumbeize paßt am besten eine der bekannten radierten Künstlerarten in braun oder braunschwarz. An die obere Ecke kommt eine Nje zum Anhängen mit passender Bandschleife. Die Kerbschnitzerei muß scharf und tief sein, um so effektvoller sieht das fertige Kalenderchen aus. — Unser viertes Modell ist in Tiefbrand auf Holz gearbeitet. Alle Zweige golden mit braun — holzbraun — getönt, die Dolben grünlichweiß mit scharf weißen Lichtern, der braungebrannte Grund dunkelgrün angetönt.

Schriftbaumischmud.

(Zu den umstehenden Abbildungen.)

Wie viele niedliche und wirkungsvolle Handarbeiten hat man nicht schon von den leuchtend gelben und roten Cigarrenbändchen erbacht und geschaffen! Ich fand das farbige Material besonders zu Schriftbaumischmud geeignet. Vielleicht werden manche Leserinnen, die im fern von der Stadt gelegenen Forsthaus oder auf einsamem Landgut ihre Heimat haben, sich gern mit der Nachahmung der kleinen Gegenstände beschäftigen, welche ich hier vorführe. Die Herstellungsweise derselben ist sehr einfach und erfordert nur ein wenig Geduld und Accurateffe. Zuerst ein kleiner Ball aus gelbem Cigarrenband und gleichbreitem blauen Seidenband! Man näht eine Form aus weißer Gaze, welche mit Watte fest und dicht ausgestopft wird. Dann wickelt man des Bändchen — rot und gelb — abwechselnd strahlenförmig über den Ball und befestigt oben ein Seidenband zum Anhängen. Die zwei Sterne bestehen aus Kartonformen. Der eine, der vordere der Reihe, ist auf einer Seite mit gelben Cigarrenbändchen und auf der anderen mit blauem Seidenband unwickelt und



Abb. 2. Kalender mit Nummelblumenmotiv.
Von Frl. Therese Humbert, Berlin.

zwar so, daß auf der gelben Seite 3 blaue Ecken und auf der blauen Seite 3 gelbe Ecken vorstehen. Die Bändchen werden möglichst unsichtbar vernäht und beide Flächen des Sternes mit Goldglittern verziert. Ein anderer Stern ist aus sechs Pappförmchen (auf der Spitze stehenden Vierecken), welche mit roter Seide bezogen sind, zusammengesetzt. Die Formen sind mittels überwindlichem Stich an einander gefügt und an den genähten Stellen mit gelben, zur Hälfte zusammengefalteten Bändchen kreuzweise übernäht und mit Goldglittern verziert. Goldschnur dient zum Anhängen. Etwas mühsamer in seiner Ausführung ist das Täschchen. Zuerst aus Draht gebogen, ist es in Gaze gearbeitet, die mit roter Seide übernäht und dann zuletzt mit dem Bezug aus zusammengehefteten Cigarrenbändchen überlegt wird. Die aus Schnur bestehenden Henkel werden mit Bändchen unwickelt. Ein zierliches Schmuckstück ist das vierte der Reihe. Das gelbe Bändchen ist zu Zacken verschlungen, welche mit einem glatten, zur Hälfte gefalteten Bändchen an einander gefügt sind. Das Gehänge wird mit roter Seide unterlegt und an einen Draht ring befestigt, dann mit einem Henkel vervollständigt und unten, nachdem es zusammengezogen, mit einer Handrosette verziert. Der rechteckige Würfel besteht aus sechs Pappformen. Diese, mit roter Seide bezogen, sind dann kreuzförmig mit gelben Bändchen übernäht und je mit einem Goldglitter verziert. Nachdem die Formen zusammengeheft sind, wird oben ein goldener Faden als Schlinge befestigt. Für den Drachen wird ein Draht-

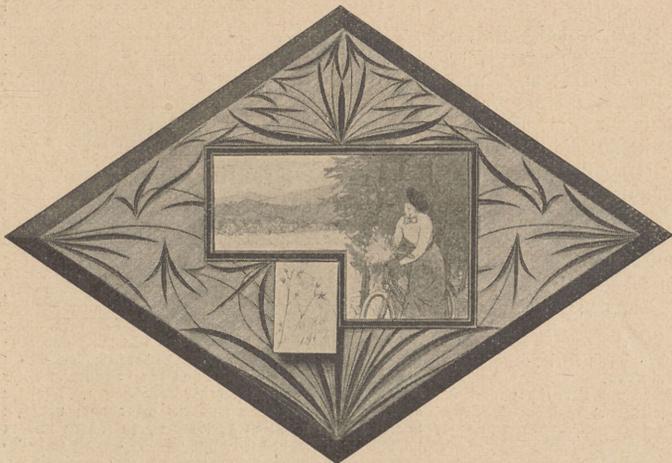


Abb. 3. Kalender mit Kerbschnitzerei auf Holz und Malerei.
Von Frl. Therese Humbert, Berlin.

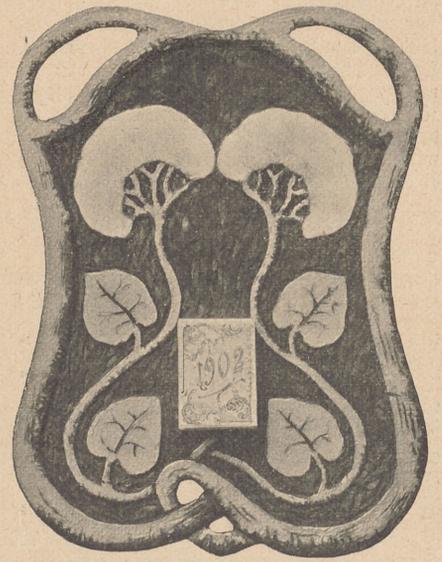
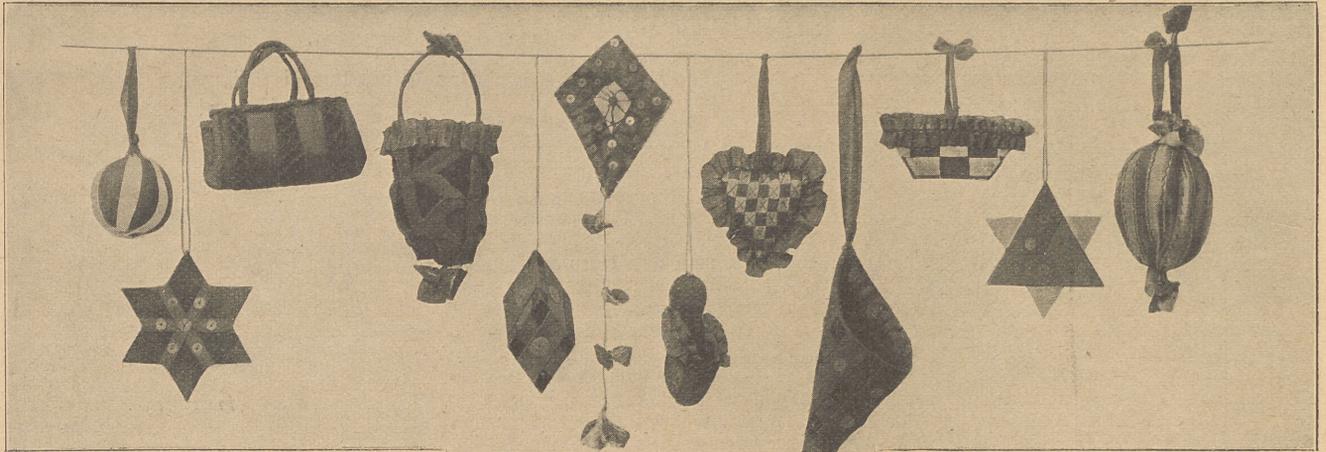


Abb. 4. Kalender in Tiefbrand.
Von Frl. von Bertrab, Rudolstadt.



gestell gebogen, welches dann, wie die Abbildung zeigt, bezogen wird. Der Schwanz, aus Goldschnur bestehend, ist mit kleinen Bandschluppen in zwei Farben verziert. Dann ein kleiner Pantoffel, dessen Sohle, aus Pappe bestehend, mit roter Seide bezogen ist, und dessen Oberteil, aus rotem Seidenband und gelbem Cigarrenband gearbeitet, auf einer Gazeform zusammengekehrt ist und eine gelbe Bänderfische als Verzierung hat. Zu dem bunten Herzen näht man erst eine Herzform von Stoff, füllt sie mit Sand und arbeitet dann den Bezug. Auf Papier, welches in Quadrate eingeteilt ist, heftet man flechtartig das doppelt gefaltete rote und gelbe Cigarrenbändchen, arbeitet dann auf je ein rotes Quadrat ein Kreuzchen von gelber Seide und bezieht nun die Herzform, nachdem man das Papier entfernt hat, sehr sorgfältig. Als Verzierung dient ein kleiner Volant aus gelbem Cigarrenband. Die Tüte besteht aus einer Gazeform, die mit roter Seide bezogen ist. Man arbeitet ein 12 cm großes Viereck von Cigarrenbändchen, welches so kreuzweise über einander gelegt ist, daß ein gleichbreiter Zwischenraum bleibt. Goldflitter zur Verzierung; die leeren Zwischenräume mit Spinnen ausgefüllt. So fertiggestellt wird das Viereck um die Tütenform gearbeitet. Das nun folgende Körbchen ist aus Pappformen hergestellt, deren Außenseiten mit gelben und blauen Bändchen flechtweise in Art der Spankörbe übernäht und deren Innenseiten mit hellblauer Seide bezogen sind. Nachdem die Teile zusammengenäht und so die Körbchenform erreicht ist, wird ein Henkel aus Draht gebogen, mit gelbem Band umwickelt und mit einer Schleife verziert, befestigt. Eine gelbe Rüsche macht das Körbchen noch vollständig. Das Beutelchen ist aus gelben und roten Cigarrenbändchen zusammengesetzt. Man heftet die Bänderchen, je eines 15 cm lang, auf Kartonpapier gleichmäßig neben einander und verbindet sie mit gelber Seide mittels Hezenstich. Oben macht man einen doppelt genähten Saum und zwar so, daß ein Köpfchen stehen bleibt, zieht ein gelbes Bändchen durch, welches an den Enden mit Schleifen verziert ist. Unten wird der Beutel zusammengezogen und mit einer Bändchenquaste verziert. **A. Pitt.**

Verheißung und Erfüllung.

Ein Weihnachtsspiel in zwei Rollen.
(Beide weiß gekleidet. Verheißung hat einen grünen Kranz auf dem Kopf. Erfüllung ein goldnes Diadem.)
Die Verheißung:
Als die Menschen, tief gefallen, ohne Hoffnung vorwärts sahen,
Kam ich, um sie aufzurichten, durfte tröstend ihnen nahen.
Als sie zogen schuldbeladen aus dem Paradiesgarten,
Sandte Gott mich, die Verheißung, sie zu stärken im Erwarten.
Sie zu trösten in dem Sehnen nach verlor'nem Glück:
„Nur getroßt,“ so durfte ich sagen, „Gott gibt's euch zurück.“
Und Jahrhundert auf Jahrhundert wuchs das Gland und Verderben,
Viele, viele Menschenkinder sah ich kommen — leben — sterben,
Sah, wie bei dem Leid der Erde oftmals ihre Augen thränten,

Christbaumschmuck aus Cigarrenbändern.

Hörte heißes Flehen derer, die sich nach Erlösung sehnten.
Und mit sel'gem Hoffnungsworte werd' ich oft gelant
Von Gott selbst zu seinen Kindern in das Thränenland.
Ward gefandt, als in Ägypten Israel in Knechtschaft lebte,
Ward gefandt, als es so lange durch die Wüste heimwärts strebte.
Brauchte Trost dem armen Volke, als es saß an Babels Quellen;
Ja, bei allen Strafgerichten durft' ich ihren Pfad erhellen:
„Euch wird einst ein Kind geboren, ein Emanuel,
Er, der Friedeführt und König, macht das Dunkel hell!“
Die Erfüllung:
Ja, selige Verheißung, nun endlich ist er da,
Den schon der Väter Glaube im Geiste kommen sah.
Das Warten ist vorüber, das Heil hat sich erfüllt,
Der Heiland ist gekommen, der alles Sehnen stillt!
Was die Verheißung glaubte und sehnsuchtsvoll begehrt,
Das hab' ich, die Erfüllung, in heil'ger Nacht begehrt.
Gott hat also geliebet euch Menschen allzumal,
Daß Er den Sohn auch sandte hinab ins Erdenthal.
O sel'ge Weihnachtskunde, die alle Völker eint!
O Weihnachtslicht, das helle auf alle Völker scheint!
Das Paradies ist offen, der Herr hat's aufgethan,
Und alle seine Kinder ziehn hoffend himmelan.
Die Verheißung und die Erfüllung;
Aber trotz des Weihnachtslichtes herrscht auch Dunkel noch auf Erden.
Doch getroßt! Tod, Sünd' und Gland wird einst überwunden werden!
Wenn das Christkind in der Krippe die Erlösung ganz vollbracht.
Und aus dieser Welt des Leides eine neue Erde macht.
Wo die große Heilsverheißung ganz Erfüllung fand
Und die Erdenpilger ewig ruhn im Vaterland!
Sarah Peter.

Weihnachtliches.

Ein ganz besonders hübsches Weihnachts-geschenk ist das Sammelbuch „Erinnerungs-flickchen“. Die allerliebste Idee, von jedem Kleide, das man getragen, ein Flickchen zur Erinnerung aufzubewahren, hat hier einen neuen künstlerischen Anstrich bekommen. Der Sammelport hat alle möglichen Sammel-albums hervorschießen lassen, — daß auf die Idee dieses neuen Sammelalbums aber gerade eine geschmackvolle feine Künstlerin kam, Mar-garethe Pfaff, die Inhaberin eines kunst-gewerblichen Ateliers in Chemnitz, eine unserer anerkannten kunstgewerblichen Größen, gibt der netten Sache etwas Gediegenes und Künstlerisches. Die Künstlerin hat ein her-vorragend schönes Album geschaffen, dessen Ausstattung ihm bleibenden Wert verleiht. Ein das ganze Frauenleben spiegelndes Ein-leitungsgedicht geht den 50 zum Einkleben der „Erinnerungsflickchen“ bestimmten Seiten voran. Es lautet:

Erinnerungsflickchen von jedem Kleid,
Seit frühesten Jugendtagen,
Manch Stückchen Leben und Lebenszeit
Ist's Euch hier eingetragen.
Ein Stück vom Abendmahlsgewand,
Umhaucht ist vom ersten Ahnen. —
Aus sonnengoldnem Jugendland
Die lieben Wallglück-Fahnen!

Ein Festkleid, weiß wie Schneeflock,
Von Sommerdunst umwooben,
Von manchem derben Wanderrod
Frohe Erinnerungspuren.

Ein Stück aus mancher ersten Zeit,
Von mancher Fahrt ins Weite;
Ein Stücklein weißes Atlastkleid,
Worauf es Myrten schnitte.

Das erste Kleid der jungen Frau,
Ein flüchtiges Schimmerkleid;
Ein Proböchen reines Himmelsblau
Von einem Taufestkleide.

All dies Erinnern, wirf's nicht hin!
Halt's fest mit sinken Händen!
Es sprach mal eine Dichterin:
Vergessen ist Verschwenden!

Wieviel Gedenken hängt am Kleid!
Wieviel hat es zu lagern!
Solch' flüchtigen Lust und Herzleid,
Ist's Euch hier einzutragen!

Der Preis des Albums, das im Selbst-verlag von Margarethe Pfaff, Chemnitz, Henriettenstr. 2, erschienen ist, beträgt 5 Mk.

Für die Küche.

Christbaumkondensat. Man mischt 1 Pfund Mehl mit einem Päckchen Dr. Decker's Backpulver à 10 Pf. gut durch einander, fügt 200 g Zucker und 100 g Butter hinzu, schüttet das Ganze auf ein Backblech, wo man es mit 2 Eiern und 4—6 Eßlöffel voll Milch zu einem feinen Teige verarbeitet. Davon nimmt man so viel, als man zu einer Brezel gebraucht, bildet davon durch Rollen mit der Hand einen runden Streifen, den man in der bekannten Brezelform über einander legt, mit zerquirtem Ei bestreicht, auf ein gut mit Butter oder Wachs bestrichenes Kuchenblech setzt und in ziemlich heißem Ofen schön gelb backen läßt. In Blechbüchsen aufbewahrt, halten sich diese Brezeln lange Zeit frisch und knusprig.

Weiße Pfeffernüsse. (Ganz vorzüglich.) Hier-zu sind erforderlich: 1/2 kg Mehl, 1/2 kg Zucker, 4 ganze Eier, einige gestoßene Nügelchen, 35 g Zimt, 10 ge-stoßene, weiße Pfefferkörner, 65 g Citronat, die leicht abgeriebene Schale einer Citrone und eine Messerspitze voll Pottasche. Nachdem Eier und Zucker eine gute Weile gerührt sind, werden die Gewürze nebst dem feingehackten Citronat hinzugefügt und mischt man Mehl und der ausgeflöten Pottasche zu einem geschmeidigen Teig verarbeitet. Dieser wird alsdann einen Finger dick ausgerollt. Nügelchen, welche auf einer mit Butter bestrichenen Backplatte über Nacht liegen bleiben, werden vermittelst eines kleinen Gläschens da-von ausgestoßen, am kommenden Tage ungewendet und bei mäßiger Hitze langsam gebacken.

Schokoladenwürstchen. In einen neuen Stein-topf füge man 150 g geriebene Schokolade, eben soviel Zucker, 10 g Zimt, 40 g feingehacktes Citronat, des-gleichen feingehackte Mandeln, 100 g geriebene Man-deln, etwas abgeriebene Citronenschale und 2 Kaffee- und erwärme dies auf dem Herde recht langsam. So-bald es heiß ist, schlage man ein Ei daran, verrühre es gut und fülle es in Schokolade, teile es dann in kleine Würstchen, binde diese zu und lasse sie einen Tag lang am Ofen trocknen. **Z. in G.**

Redaktionspost.

A. A. in P.; Wenden Sie sich an Herrn Professor D. Zimmer, Behlenhof bei Berlin.
Matthae Costler. Genau dieselbe Frage (nach einer passenden Beschäftigung unter E. in der blindeten Herrn) haben wir unter L. Z. im Brief-kasten der Dohle Nummer 52 des vorigen Jahrgangs, Seite 27, veröffentlicht. Die Frage hatte aber fast gar keinen Erfolg. Ihre Frage lohnt wirklich nicht. Wir empfehlen Ihnen übrigens, sich den von Richard Ha-mann in Berlin, NW., Stephanstr. 14, erfindenen Excelsior-Schreibapparat für in reiferem Alter Erblindete oder Schwachsehende anzuschaffen. Derselbe ermöglicht es, die Korrespondenz sogar nach völligen Verluste des Augenlichtes selbstständig zu führen und ist nach wenigen Tagen der Übung mit Leichtigkeit zu han-dhaben. Der Apparat ist nur vom obengenannten Er-finder, der selbst in blühendem Alter sein Augenlicht verloren hat, zum Preise von Mk. 6.— zu beziehen.

Dahheim



Besiegter Stein.

Roman von Hanns von Zobeltig. (Fortsetzung.)



Mit angehaltenem Atem sah, lauschte Madeleine eine Sekunde. Dann hastete sie zwischen den Palmengruppen hindurch den Gang hinunter auf die Straße.

Im nächsten Augenblick stand sie, hochaufgerichtet, um Haupteslänge alle anderen überragend, inmitten der nächsten Gruppe.

Neben ihr die Gräfin. Und da hörte sie —

„O, Signora . . . ein Unglück, ein gräßliches Unglück! Ein Wasserdurchbruch vor Ort! Zehn Männer tot! Nein . . . zwanzig! . . . Lo spetto . . . der Berggeist hat uns Rache geschworen! . . . Heilige Madonna schütze uns! . . . Eine Wachskerze weiß ich Dir, so dick wie mein Arm hier, wenn der Antonio gerettet ist . . . und ein silbernes Herz dazu! . . . Santissima Barbara! . . . Unsere armen Männer! . . . Kein Wasserdurchbruch . . . ein Firnensturz! . . . Alle sind sie erschlagen . . . zerschmettert . . .“

Sie stand ganz regungslos, während die Frauen sich um sie scharten, ihre Hände ergriffen, ihr Kleid küßten . . . während die Arbeiter an ihr vorbeidrängten, der Laufbrücke zu, hinüber zum Bahnhof, zum Stolleneingang.

Plötzlich erkannte sie das zerrissene Gesicht des alten Capo Mesio. Er eilte nicht zur Unglücksstätte, er kam von der Station, mit einem Auftrag, schien es. Sie rief ihn an; sie fragte.

Der Greis hatte immer etwas Förmliches gehabt; sein umständlicher Gruß, seine vielen Worte brachten sie heut fast zur Verzweiflung.

„Madamigella, hören Sie nicht auf diese hier! Sorgen Sie sich nicht, graziosa Signorina! Es wird nicht so schlimm sein. Das Volk übertreibt immer. Ein Wasseräderchen angeschlagen. Wir wissen alle nichts Näheres, Signorina Maddalena. Aber es wird schon geschehen, was irgend geschehen kann. Sor Matthiesen ist ja auf der Station, wird sofort einfahren. Der bringt es schon in Ordnung — Le chiedo un mille di perdoni, madamigella . . . tausendmal bitt' ich um Verzeihung . . . ich muß nach dem Lazarett . . .“

Dann hörte sie wieder die wimmernden, kreischenden Frauen neben sich, und dann Odiles zitternde Stimme: „Das war der einzig Vernünftige, dieser alte Kavaliere in der Arbeiterbluse —“

Und dann kam Gardoni mit seinen langen wiegenden Schritten auf sie losgesteuert, die Gruppe auseinander drängend, den Hut schwenkend: „Entsetzlich, nicht wahr, meine Damen! Ja — unser Beruf! Sie haben schon gehört? Auch ich soeben erst! Sagte ich's nicht immer voraus: eine Kulturruine des zwanzigsten Jahrhunderts! Vedremo! Aber es ist nur gut, daß Herr Matthiesen noch nicht nach Bahl gefahren ist. Er ist doch der rechte Mann für solch schwere Stunden, man muß es zugestehen!“

Fort war auch er . . .

Madeleine wandte sich langsam. Langsam und schwer schritt sie die kurze Strecke Wegs zurück. Die Augen starr geradeaus gerichtet: vor ihr lag der kleine Friedhof am Fuße des Branca.

Sie sah nichts anderes. Nichts als die düsteren Gräberreihen und inmitten ihrer ein helles leuchtendes Marmorkreuz.

Sie sprach nicht.

Sie hörte auch kaum, was dann, als die Pforte des Billengartens hinter ihnen zugefallen war, Odile sagte. Bis die Gräfin stehen blieb, sie am Arm faßte und sie festhielt und mit ihren heißen leisen Tönen wiederholte: „Gesteh' es nur Dir selbst, Du Döhrin . . . er ist ein Mann — dieser Deutsche! Ich wollte, ich könnte bei ihm sein . . . jetzt . . . in ewigen Dunkel . . . dort drüben . . .“

Da hob sie die Hände, strich sich das Haar von der Stirn zurück, preßte die Handflächen fest gegen beide Schläfen und stöhnte schmerzlich auf.

„Madelaine . . . geht es nicht? Wir wollen — chérie, mach' nicht solch schrecklich tote Augen. Ich kann's nicht mit ansehen — wir wollen einfahren —“

Die Hände glitten hinab. „Schreckliche Augen! Es mag wohl sein!“ sprach Madeleine dumpf. „Du weißt nicht, was ich dort drüben unter dem Berge alles begraben habe.“ Und dann: „Gute Nacht, Odile. Vergib — ich muß allein sein . . .“

Noch einmal fragte trotzdem die Gräfin, fiebrig erregt: „Können wir denn nicht — kann ich nicht —“

Madeleine Buntal hatte sich schon gewandt. Nun kehrte sie Odile noch einmal das tottraurige Gesicht zu. Nur um den Kopf zu schütteln —

Und dann ging sie ihrem Hause zu.

Die Gräfin sah ihr nach, bis die Thür hinter der hohen Gestalt zugefallen war.

Noch einige Augenblicke wartete sie, den Kopf gesenkt, nachsinnend. Dann eilte sie um das Haus herum zum rückwärtigen Eingang und die Treppe hinauf, pochte Marion heraus. Eine halbe Stunde später verließ sie die Villa, in ihrem Radfahrkostüm, ein Tuch um Kopf und Schultern.

Die Menge hatte sich schon verlaufen. Nur einzelne Gruppen standen noch hier und dort, am Wege, bei der Laufbrücke. Sie sahen erstaunt auf die zierliche Gestalt in der wunderlichen Vermummung. Der eine oder andere erkannte sie, rückte an der Mütze, brummte etwas Unverständliches, der oder jener lachte auch wohl hinter ihr her.

Senferts der Divorca, auf dem Installationsgebiet war es leer. Die Mehrzahl der Lampen war erloschen, die langen Werkstatzgebäude warfen dunkle Schatten. Aber vom Bahnhof her leuchtete es noch hell, drangen Menschenstimmen herüber.

Furcht! Pah — Furcht kannte sie nicht. Im Notfall . . . sie hätte ja hinten in der Tasche ihren kleinen Revolver. Nicht viel mehr freilich als ein Spielzeug aus Zinnsilber und Nickelstahl, aber es knallte doch —

Auf dem Perron standen etwa zwanzig Männer. Meist Arbeiter, die soeben erst aus dem vorderen Vollaussbruch gekommen waren und erst hier von dem Unfall erfuhren; ein paar Leute schleppten Taschen heran und türmten sie neben dem Geleise auf.

Odile spähte umher. Sie hatte gehofft, irgend einen Beamten, einen Ingenieur hier zu finden. Vergebens. Aber dann erkannte sie den alten Alesio.

Die Männer waren inzwischen auf sie aufmerksam geworden, zischelten, wiesen sich gegenseitig auf die am Gatter Lehrende hin.

Da winkte sie den Capo zu sich heran. Er kam mit abgezogenem Hut: „Commandi, eccellenza?“

Mühsam setzte sie dem Alten in ihrem schlechten Italienisch ihren Wunsch aus einander. Er verstand sie erst nicht, dann lächelte er, immer sehr höflich, maß ihre kleine Figur, streifte die winzigen Füße in den hohen gelben Schnürstiefeln mit einem doch etwas spöttischen Blick, zuckte die Achseln: „Impossibile, eccellenza!“

Sie war darauf vorbereitet gewesen. „Hundert Lire — wenn Ihr mich hineinbringt, Alter!“ Sie griff in die Tasche, streckte ihm ihre kleine Hand hin, gefüllt mit funkelnden Goldstücken — „Und hundert dazu, wenn wir glücklich wieder heraus kommen.“

Hundert Lire! Madonna! Wie sie glitzerten —

Noch immer hielt der Alte den Hut in der Hand. Jetzt setzte er ihn plötzlich wieder auf, mit einer widerwilligen Bewegung: „Impossibile, eccellenza. Ja — wenn Sor Matthiesen nicht wäre! Aber es ist verboten — streng verboten — und mit Sor Matthiesen ist nicht zu spaßen —“

Sie trat etwas näher zu ihm hervor. „Fünfhundert Lire . . . und noch fünfhundert Lire, wenn wir heraus sind!“

Tausend Lire! Madonna! Was konnte man sich nicht für tausend Lire kaufen! Diese Reichen! Und nun gar erst diese reichen Weiber! Was diese hier nur antrieb? Und wie ihre Augen funkelten, fast wie das rote Gold . . .

„Impossibile —“, wollte er wieder sagen. Aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge. Er dachte dann: wenn sie den anderen drüben nur den zwanzigsten, den fünfzigsten Teil bietet — zehn für einen sind bereit. Und zugleich schoß ihm durch den Kopf, daß er so oft Sor Matthiesen mit der Contesina gesehen hatte —

„Eccellenza, es ist sehr schwierig. Ein Zug geht nicht mehr; der letzte ist ja mit den Herren eingefahren und bleibt gewiß drinnen. Zu Fuß, Eccellenza? Acht Kilometer, Eccellenza! . . . Aber wenn Eccellenza durchaus befehlen —“

Ein Alp fiel ihr von der Seele. Aufjubeln hätte sie mögen!

Der Alte führte sie in den Ankleideraum, kraute sich, während er die Anzüge der Beamten durcheinanderwarf, hinter

den Ohren — was sollte er für diese Puppe nur heraussuchen? Endlich fand er einen Mantel Roveres, den er ihr umhing, einen Filzhut von Pestel, der ihm noch am leichtesten schien. Aber die Stiefeln — die Stiefeln? Unmöglich konnte sie doch in diesen hellen schönen teuren Schnürschuhen über all das Geröll und durch den Sumpf waten? Er suchte es ihr begreiflich zu machen, daß sie ein Paar der ungeheuren Wasserstiefeln überziehen sollte. Aber sie wehrte schauernd ab — diese Leviathane reichten ihr ja bis an die Hüften.

Dann, als sie, die Grubenlampe in der Hand, einen Blick in den kleinen trüben Spiegel warf, huschte doch ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht. Wie sie komisch ausah in dem runden Filzhut und dem plumpen, schmutzigen Mantel! Schön wahrhaftig nicht! Aber die Herzogin von Uzès als Chauffeuse auf ihrem Automobil sah auch nicht berückend aus. Und dann — der Triumph! Der Triumph, wenn sie dort weit im Innern des ungeheuren Schlundes plötzlich an seine Seite trat! Und doch auch der andere Triumph, wenn sie einmal in ihrem Salon in der Avenue Kleber erzählen konnte: „Als ich im Tonale-Tunnel war — damals, während des großen Unglücks —“ Und überhaupt dieser ganze prickelnde Nervenreiz . . .

„Avanti, Alesio!“

Der Alte lächelte jetzt auch, nachdem die Contesina die großen Lederstiefeln abgelehnt hatte. Ganz seltsam lächelte er. Sie schritt tapfer aus.

Zwar zuerst, als sie durch den dicken Rauchschwaden am Eingang hindurch mußten, rümpfte sich unwillkürlich das feine Näschen. Aber dann ging's zuerst überraschend gut — eigentlich war das gar nicht so schlimm, höchstens ein wenig unbequem . . .

Ja! Unbequem war's freilich. Auf die Dauer vielleicht auch anstrengend. Aber gewiß nicht mehr, als eine Partie im Zermatt oder im Berner Oberland. Bewahre — nur der Hut so schwer und der alte schmutzige Mantel!

Eine miserable Luft. In der That. Und dies ewige Achtgeben auf die Geleiseschwellen, auf das Geröll, auf die Röhren rechts, den offenen Wasserkanal links!

Aber trotzdem: es ging schon. Man mußte höchstens die Zähne etwas zusammenbeißen.

Und der Triumph . . . so an seiner Seite zu stehen . . . ganz dort hinten . . . der Gefahr gegenüber. Lachen hätte sie mögen, wenn sie an seine erstaunten Augen dachte: „Gräfin, Sie sind doch wirklich ein guter Kamerad!“

„Wie weit sind wir denn eigentlich, Alesio?“

„Na . . . so etwas wie einen Kilometer, Eccellenza —“

Erst einen — einen Kilometer! Sie erwiderte nichts. Aber nun biß sie wirklich die Zähne zusammen. Es war doch ermüdend; etwas anderes als eine kleine Bergbesteigung, etwas anderes als eine Radfahrt! Diese Lust! Diese qualmige, verpestete Atmosphäre —

Der Capo hatte ihr längst die Grubenleuchte abgenommen. Ein galanter Mann — der Alte! Immer leuchtete er ihr vor die Füße, damit sie sehen sollte, wohin sie trete. Aber trotzdem stießen die zarten Füßchen in den dünnen Chevreuzstiefeletten sich alle Augenblicke an eine Schiene hier, eine Schwelle dort, ein Stück Stein, ein Stück Holz, eine scharfkantige Schraube. Und die Feuchtigkeit, so gering sie hier noch war, drang durch das dünne Leder und die Seidenstrümpfe; die Füße begannen empfindlich zu schmerzen; der Kopf noch mehr.

Eine Regentraufe von oben —

Eine kurze, bessere Strecke; am First, an beiden Seiten Arbeiter bei elektrischer Beleuchtung, im Vollaussbruch. Aber ein Hämmern und Dröhnen, als arbeiteten die Bohrmaschinen unmittelbar am Kopf. Dann wieder eine Dusche; durch den Mantel dringt's hindurch, durch das Jäckchen, und der Schweiß bricht aus allen Poren. Welch eine unsinnige Hitze . . . wie können Menschen hier stundenlang atmen, arbeiten?

„Wie weit ist's denn noch?“



Rederei. Nach dem Gemälde von B. Rivière.
Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, Munich.

„Bis vor Ort, Eccellenza?“

Sie nickt nur, so schwer wird ihr jeder Ton.

„Ecco . . . ecco, Eccellenza! Wenn wir so weiterkommen . . . in drei Stunden . . .“

Mit einem halb verzweifelten Blick streift sie ihn, wie er gleichmäßig und ruhig ausschreitet. „Kann's denn noch schlimmer werden, Alter?“

„Oh! Oh, Eccellenza! Bis hierher ist doch nur una passeggiata, ein Spaziergang. Erst, wenn die Beleuchtung ganz aufhört und der Sumpf beginnt und wir das schlechte Wasser bis an die Kniee haben — so hoch und höher — und es heiß zu werden anfängt — ja dann, Eccellenza, dann wird's schwer . . . Jetzt, pah —“

Wieder eine Wegstrecke! Es muß gehen — es soll gehen — es wird gehen!

Dann die leise Bitte: „Ein paar Minuten Rast nur . . .“

Ein galantuomo, der Messio! Hat nicht umsonst bei den Bersaglieri gestanden. Vorsichtig geleitet er die auf den Tod Erschöpfte seitwärts, macht im Querschlag ein artiges Sitzplätzchen zurecht.

Die Augen geschlossen, mit hämmernden Pulsen, ruht sie ein paar Minuten. Dann rafft sie sich wieder auf. „Avanti . . . avanti!“

Und wieder geht er mit seinen unheimlich großen ruhigen Schritten neben ihr her, leuchtet auf das Geleise und — rechnet im stillen schon aus, was er wohl für die leichtverdienten fünfhundert Lire — vielleicht werden's auch tausend? — kaufen soll. Für ein Drittel Staatsrente, ein Drittel in die Sparkasse, hundert Lire für eine goldene Brosche, ein Faß Wein, einen Herrenanzug . . . ein Restchen fürs Lotto! Man kann nicht wissen . . .

Weit geht die Contesina gewiß nicht mehr. Da, die Stiefelchen sind ja schon vorn ganz durchstoßen — armes, kleines Füßchen —

Aber Odile schreitet immer noch weiter. Es ist freilich schon halb wie im Traum; ein mechanisches Anheben der Füße, ein mechanisches Niedersetzen. Und dabei immer das wunderliche Gefühl, eine unheimlich schwere goldene Krone auf dem Kopf zu tragen und unter einer Luftpumpe zu atmen. Atmen . . . ja, ist denn das ein Atmen?! Und die roten Ringe vor den schmerzenden Augen . . . kreisend, sich ver-schlingend, sich wieder lösend . . . Und jetzt senkt sich ganz langsam die Decke . . . sie nennen's ja wohl den First? . . . tiefer, immer tiefer, die Seitenwände schließen, schieben sich enger zusammen . . . war's nicht so in der Katakombe zu Rom? . . . damals . . . ein großer Sarkophag . . . ein Grab von Stein . . . wo? . . . wo ist er denn, der starke Deutsche? Wo ist . . .

Plötzlich steht sie still, zitternd, und hebt die Arme, wie abwehrend, gegen die Steindecke —

Und dann packt sie krampfhaft des Alten Arm: „Ich ersticke . . . hinaus will ich . . . gleich . . . schnell . . .“ und fällt schwer gegen seine Brust . . .

„Jawohl, Eccellenza! Comandi pure, Eccellenza!“
Oh — der alte Messio hat schon andere in den Armen gehalten, als solch Püppchen! Madonna! Wie ein Federchen!
„Unbesorgt, Contesina! So, legen Sie sich nur hier an, ich trag' Sie schon heraus . . . ganz geschwind . . .“ — — —

Odile kam erst wieder zu Bewußtsein, als die kühle Morgenluft sie umfing, vor dem Stolleneingang.

Der galante Messio hatte sie auf einem Haufen Schwellen niedergleiten lassen, mit einem Stapel leerer Dynamitkisten im Rücken. Jetzt stand er vor ihr, ein Glas Wermut in der Hand: „Ein kleines Schlüßchen, Eccellenza! Nur gerad' um die Lippen anzufeuchten!“

Was war das nur für ein wüster Traum gewesen? Als ob sie schon im Grabe läge, in einem engen Steinsarg, tot und doch lebendig . . . und von außen hämmerten sie ohne Unterlaß gegen die Wände, meißelten sie daran herum . . . eine Inschrift: „Hier ruht die tapfere Odile . . . in ihrer ganzen unsterblichen Lächerlichkeit . . .“

Sie sah sich um. Es dämmerte bereits selbst hier im engen Thal. Aber der Nebel lag dicht, unheimlich über dessen Sohle —

„Eccellenza sollten nach Haus zu gehen geruhen. Eccellenza werden sich erkälten —“

Jawohl . . . nach Hause!

Nein, nein! Nur nicht nach Hause!

Trotz, Bitterkeit, Scham — alles zugleich war in ihr. Sie fühlte sich wie zerichlagen, sie fröstelte heftig. Aber sie streckte doch die Hand nach dem Glase aus, trank in einem langen Zuge, reckte sich. „Sie haben mich herausragen müssen — was? Ich wurde ohnmächtig?“ fragte sie hastig. „Gut — gut! Ich weiß schon. Es soll Ihr Schade nicht sein. Aber jetzt — jetzt bringen Sie mir schnell ein paar wollene Decken . . . und ein Glas Wasser!“

„Eccellenza —“

„Vorwärts, Alter! Ich zahle!“

„Eccellenza —“

„Ich will hier bleiben — warten —“

Und dann saß sie, ganz zusammengekauert in ihren Decken, und sann und sann. Und wartete auf den Mann, mit dem sie zu spielen gedacht hatte: pour passer le temps — weil er so anders war als die anderen — und der nun ihr Herr geworden war, daß sie ihm nachließ bis in die ewige Nacht, und daß sie hier saß und wartete und in die wallenden Nebelwogen starrte. Vor Frost erschauernd, fiebernd, so elend . . . so elend!

Und doch nicht unglücklich —

Wartete und wußte, wenn er dort heraustrat aus dem Rauchschwaden, stolz, hochauferichtet, einer Eiche seiner Heimat vergleichbar, daß er dann lächelnd zu ihr sprechen würde: „Aber, Gräfin, welche Thorheit! Ich sagte Ihnen doch, das ist nichts für Damen und für Kinder!“ Und daß sein erster Blick dann an ihr vielleicht vorübergleiten werde zur Villa Lintal, nun nicht mehr lächelnd, ernst, mit einem Schmerzenszug um die Lippen! Ah, wenn er sie einmal so anschauen wollte.

Drüben schritt der alte Messio immer noch auf und ab. Wie eine Schildwache. Als galantuomo und seiner tausend Lire wegen. Man mußte doch auch sehen, wie das denn eigentlich enden würde?

Eine Stunde verging und noch eine. Aus den Werkstätten klang der Glockenton, der zur Arbeit rief.

Ob Madeleine wohl noch schlief? Vielleicht — wahrscheinlich! Denn wenn auch sie ihn liebte — trotz alles Hasses liebte — solch ein Weib aus lebendigem Marmelstein findet wohl selbst jetzt Schlaf! Der raßt es nicht durch die Adern, schnürt es nicht das Herz zusammen, läßt es nicht den Atem stocken . . . dies unselig selige Gefühl! Diese tausend Bonnen und tausend Schmerzen!

Was ist denn das?

Drinnen im Bahnhof schlägt die elektrische Klingel an. Auf dem Perron wird es lebendig. Auch der Alte eilt hinüber — die Leute stecken die Köpfe zusammen, gestikulieren —

„Messio!“

Aber er hört nicht. Nicht um noch einmal tausend Lire — Denn nun kommt es auch schon herangekeucht —

Ganz langsam, vorsichtig.

Aus dem Rauchschwaden heraus löst sich die Maschine. Eine einzige Lowry dahinter. Drei Männer darin, knieend, mit toternsten Gesichtern, den Blick auf dem Boden, als könne er sich nicht losreißen . . .

Odile sprang auf, warf die Decken ab, stürmte quer über das Geleise, der Maschine nach.

Niemand achtete auf sie.

Nun hielt der Zug. Ohne Pfiff, ohne Glockenschlag. Und kein lautes Wort.

Die drei Männer sprangen vom Wagen. Aber sie griffen gleich wieder in das niedrige Gestell hinein; ein paar andere traten hinzu, halfen, faßten mit an — es mußte eine schwere Last sein —

Odile stand am nächsten Holzpfiler. Ihr Haar halb aufgelöst, die Hände an der Stirn, weit vorgebeugt, atemlos, voll Vorahnung —

Und da sah sie, in den Armen des Arztes, ein Antlitz, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war, und zwei große, mächtige, weitgeöffnete Augen. Sein Antlitz — seine Augen —

Wie gelähmt stand sie an ihrem Pfeiler und spähte —

Sie hoben ihn herab. Ganz langsam, ganz vorsichtig. Sie ließen ihn niedergleiten auf eine Tragbahre neben dem Wagen. Plötzlich schrie Odile auf.

Zwischen den auseinander gerissenen Kleidern hatte sie auf der Brust einen Verband gesehen und rote Blutflecken —

Sie stürzte vorwärts.

Aber ehe sie noch an die Bahre herankam, hatte der Doktor ihren Arm gepackt. Wider Willen wohl so hart, so unerbittlich. Er streifte sie mit einem erstaunten Blick: „Bitte, Gräfin! Er ist auf den Tod verwundet! Hier ist kein Platz für Sie!“

Und zwei Männer huben die Bahre an und trugen sie fort. Ganz vorsichtig. Ganz langsam . . .

Die übrigen folgten. Auch Messio. Wie hinter einem Sarge schritten sie einher.

Odile blieb allein zurück. Mit starren Augen sah sie dem kleinen Zuge nach, bis er jenseits der Divorca nach dem Schloß zu einbog. Am Friedhofe vorbei —

12. Kapitel.

„Auf den Tod verwundet! — Ein Dolchstich, . . . die Lunge verletzt! Madeleine . . . er wird sterben! Sterben . . .“

Odile kniete am Bett Madeleine Lintals und barg das Haupt in den Rippen. Übernächtigt, fiebrig, mit halbgelbem Haar, das Gesicht von Dunst und Rauch des Stollens geschwärzt, die tiefumränderten Augen voll heißer Thränen.

Die Arme schlang sie um die Freundin, ihr zarter Körper erzitterte, aus jedem Aufschrei klang es wie die verzweifelte Bitte: ‚So hilf mir doch!‘ — und wenn sie den Blick hob und Madeleine ansah, mit irren Augen, dann war dennoch ein Aufleuchten darin, wie lodender Zorn: ‚Wage nicht etwa, ihn als Dein Eigentum zu betrachten! Du, die Du ihn geschmäht, gehäßt, beschimpft hast!‘

Aber Madeleine Lintal bemerkte es nicht.

Sie fragte auch nicht — nichts fragte sie.

Ihr war es, als habe sich nur erfüllt, was sie in diesen endlosen, schrecklichen Nachtstunden vorausgesehen hatte: das große Unglück. Es hatte ja kommen müssen — um sie ganz zu zerichmettern.

Regungslos lag sie. Mit geschlossenen Augen, die Arme gestreckt, die Hände fest in einander verschränkt.

. . . es hatte ja kommen müssen . . .

. . . damals, in den Stunden wilder Verzweiflung, nach dem Tode des Vaters, hatte sie die Vergeltung auf ihn herabgerufen, — Auge um Auge, Zahn um Zahn! — Nun war er geschlagen, todwund. Nun würde er sterben . . .

. . . sterben, noch ehe sie sich vor ihm niederwerfen konnte, das hochmütige Haupt bis in den Staub gebeugt, und bitten und flehen: ‚Vergib!‘

. . . vergib, daß ich Dir fluchte! Vergib, daß ich Dich verleumdete! Vergib, daß ich Dich verkannte! Ich kannte Dich ja nicht!

. . . vergib! Ich will dann gehen, daß Dein Auge nicht mehr auf mich zu fallen braucht. Aber laß mich nicht gehen, ohne daß Du mir verziehen hast!

. . . und auch das! Ich will mich vor Dir demütigen. Du sollst wissen, daß ich Dich immer geliebt habe. Daß ich Dich liebte, während ich Dir fluchte. Auch das sollst Du wissen. Und dann will ich gehen!

Regungslos lag sie.

Es that ihr so weh, dieser leidenschaftlich wilde Jammer Odiles — körperlich weh. Diese hohen Töne, diese abgerissenen Rufe, in denen die Kleine zu berichten versuchte. Dieses sich Anklammern, als ob sie von ihr Hilfe begehrte! Bon

ihr, die in dieser Stunde selbst so unsagbar hilfsbedürftig war. Und dazwischen immer wieder dies scharf betonte: ‚ich wollte zu ihm! Ich wollte neben ihm sein, mit ihm! Ich wollte ihm meine Liebe offen bekennen, vor ihm und vor aller Welt . . . meine erste große, meine erste wirkliche Liebe . . . Selbst in dieser Stunde begehrte sie ihn für sich.‘

. . . vielleicht hatte sie ein Recht dazu? Vielleicht wären für ihn aus diesem heißen, diesem wunderlichen kleinen Herzen wirklich duftende Rosen entsprungen!

Odile liebte ihn ja —

Auch Odile liebte ihn — den Todwunden —

Und es war Madeleine, als lösche unter dem Schatten des Todes alles aus, was die letzten Wochen zwischen die Freundin und sie geschoben.

Sie öffnete die Augen, sie umschlang Odile mit beiden Armen und zog sie an sich. Und nun kamen auch ihr die Thränen —

Tag um Tag gingen sie gemeinsam den Schmerzensweg hinauf zur Burg. Stunde um Stunde harrten sie unter dumpfem Schweigen im Zimmer des Greises auf jede neue Nachricht über den Verwundeten. Dann und wann schlich der Marchese auf leisen, müden Sohlen hinaus und die tief ausgetretenen Steinstufen hinan, um nachzufragen. Und wenn er zurückkam, setzte er sich wieder wortlos zu ihnen, mit hängendem Kopf. Sie fragten nicht.

Der letzte Rest von Lebensmut schien von dem alten Manne abgefallen zu sein. Seine Drehbank stand unberührt unter einer dicken Schicht von Spänen und Staub. Den Streit mit der Bahngesellschaft vernachlässigte er. „Mögen sie mir doch auch noch mein Haus nehmen; ich finde ja doch bald ein anderes, ewiges. Es ist alles gleich — jetzt! Wozu soll das Alter leben, wenn die Jugend stirbt. — Ich hab' ihn so sehr lieb gehabt — ihn — dort oben —“

Dort oben —

Einsmal war Odile plötzlich jäh emporgefahren: „Ich will hinauf! Ich will —“

Da hatte der Greis beschwörend die Hände erhoben. Und die Gräfin war auf ihren Sessel zurückgesunken. Sie wußten ja: dort oben hielt am Krankenlager jemand Wacht, der mit eifersüchtiger Liebe den Eintritt verwehrte.

Am ersten Tage war Madeleine hinaufgestiegen und hatte geharrt, geduldig, demütig, bis vor ihr ein bleiches Mädchengesicht auftauchte, das wie versteinert ausah und nichts für sie hatte, als ein einziges deutsches hartes Wort. Ein kurzes „Bedaure —“

Dann und wann sprach einer der Beamten oder Ingenieure bei dem Marchese vor. Täglich auf kurze Minuten auch der Arzt. Immer mit dem gleichen Achselzucken. „Er hat eine Riesennatur. Aber der Schurke traf nur zu gut —“

Wenn dann Madeleine und Odile zur Villa zurückgingen, am Ufer der Divorca entlang, immer den Friedhof am Fuße des Brancafelsens vor Augen, dann hasteten sie unwillkürlich, um dem brausenden Arbeitslärm, der von jenseits des Flusses hinüberdröhnte, zu entfliehen. Jeder Hammerschlag und jeder Maschinenpfeiff mahnte sie daran, wie dort drüben die Arbeit fortging, während der, der ihr zum Opfer gefallen war, im Sterben lag.

Jetzt haßte Odile den Tonale-Tunnel, wie ihn Madeleine Lintal haßte. Diesen Weg durch Stein und Nacht, um dessen willen sich am düsteren Branca Hügel an Hügel und Kreuz an Kreuz reihte. Nicht lange wohl, und es hob sich ein neues unter ihnen . . .

Aber die Gedanken dessen, um den sie bangten, galten auch jetzt allein seinem großen Werke.

In seinen Fieberphantasien sprach er nur von ihm. All die Tage, in denen er mit dem starren Felsen gerungen, schienen wieder vor seinem Geist vorüberzuziehen, und es war Gertrud bisweilen, als gekte dieser leblose, harte, widerpenstige Stein ihm gleich einem lebendigen Geschöpf, mit dem er ringen und kämpfen müsse, Körper gegen Körper, Geist gegen Geist.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Von Th. S. Pantenius.

Vater Hackenschmidt. — Neue Christoterpe. — H. v. Soden: Reisebriefe aus Palästina. — H. Götz: Eine Orientreise. — W. Heeren: Deutsch-evangelisches Leben in Brasilien. — H. v. Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches. — Th. Klaiher und D. Lyon: Die Meister des deutschen Briefes. — Karl Fischer: Ed. Mörikes Leben und Werke. — Die Voigtländerschen Publikationen. — H. Seidel: „Wintermärchen“. — Bernhardine Schulze-Smidt: „Leiden“. — H. v. Zobelitz: „Die Erben“. — Ernst Muellenbach: „Maria“. — Peter Rosegger: „Sonnenschein“. — G. Rietichel: „Weihnachten“.

Ein kleines Büchlein von nur fünf Bogen Umfang mag heute den Reigen eröffnen: „Vater Hackenschmidt“ (Buch. der evang. Gesellschaft, Straßburg). Der Verfasser hat sich nicht genannt, ich glaube aber kein Geheimnis zu verraten, wenn ich sage, daß er ein Sohn des Verstorbenen, der Pfarrer D. Karl Hackenschmidt in Straßburg ist. Das Denkmal, das er seinem trefflichen Vater errichtet hat, ist in seiner schlichten Größe diesem ganz ebenbürtig.

„Vater Hackenschmidt“ war ein Straßburger Korbmacher, und er wollte nichts anderes sein, aber sein Beispiel lehrt so recht, wie gleichgültig es ist, welche äußere Stellung wir im Leben einnehmen, wenn wir nur geistig auf den Höhen der Menschheit wandeln. Als Lehrling und Geselle erfreute sich Hackenschmidt an unseren großen Dichtern und ließ sich von ihnen dazu anregen, was in ihm lebte, selbst in gebundener Rede wiederzugeben, sich und anderen zur Freude. Als junger Meister wandte er sich dann den christlichen Liebeswerken zu und war in allen Stunden, die ihm sein Beruf frei ließ, in ihrem Dienst thätig.

Welch ein erquickendes Bild, dieser kerndeutsche Mann in dem allmählich verwelschenden Straßburg! Deutsch sein empfinden, deutsch seine Sprache, deutsch gefärbt seine tiefe Frömmigkeit.

Möchte „Vater Hackenschmidt“ Eingang finden in jede deutsche Volksbibliothek. Es gibt nichts, was dem heranwachsenden jungen Handwerker von so großer Bedeutung werden kann als Vorbilder wie dieses. Werde wie er, sagt seine Biographie, und auch harte Arbeit wird Dich nicht drücken. Werde wie er, und die Angehörigen aller Stände werden Dich achten und lieben. Werde wie er, und Du wirst auch wirtschaftlich gedeihen.

Die ihrerzeit von Kugel, Frommel und W. Baur begründete „Neue Christoterpe“ (Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung, Halle und Bremen), zeigt auch in diesem von Max Vorberg herausgegebenen Jahrgang wieder ihr altes Gesicht und wird ihren Freunden willkommen sein. Der stattliche Band bringt wieder eine große Zahl von interessanten Aufsätzen, neben Erzählungen und Gedichten.

Mit lebhaftem Interesse habe ich die „Reisebriefe aus Palästina“ von H. von Soden (Julius Springer-Berlin) gelesen. Palästina ist so oft geschildert worden, daß ich das Buch mit einem gewissen Mißtrauen in die Hand nahm; der Verfasser erzählt aber so frisch und anschaulich, daß ich seinen Briefen sehr angenehme Stunden verdanke. Sie eignen sich vorzüglich dazu, im Familienkreise vorgelesen zu werden. Ebenfalls nach Palästina und Syrien, vorher aber auch nach Ägypten führt uns „Eine Orientreise“, von dem leider vor kurzem verstorbenen Direktor der Karlsruher Kunstgewerbeschule Professor Hermann Götz. (Vgl. Nr. 7. Aus der Zeit, für die Zeit.) Die Reise wurde zwar schon im Jahre 1897 unternommen, die Herausgabe des Buches, das jetzt im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erschienen ist, erforderte aber zeitraubende Vorbereitungen. Das Buch ist nämlich durch eine Anzahl ungemein feiselnber Aquarelle von Professor Götz, durch Autotypien nach Photographien und Zinkzügen nach Götzschen Zeichnungen ebenso reich wie geschmackvoll illustriert. Es ist ein kleines Prachtwerk in handlichem Format und vorzüglich geeignet für Vorbereitungen zu einer eigenen Reise nach Ägypten. Ein so feiner Kunstkenner wie der Verfasser sah die so oft beschriebenen Denkmale der ägyptischen Vergangenheit mit anderen Augen an als ein gewöhnlicher Tourist, und er hat es vortrefflich verstanden, die empfangenen Eindrücke wieder-

zugeben. Die Darstellung ist dabei so schlicht und flüssig, daß mancher Leser gar nicht bemerken wird, wie sachkundig der Berichterstatter ist. Auch dieses Buch sei unseren Lesern warm empfohlen.

Sehr interessiert hat mich auch „Deutsch-evangelisches Leben in Brasilien“, Erinnerungen eines ehemaligen Diaspora-Geistlichen von W. Heeren (Karl Kaupisch-Leipzig). In Süd-Brasilien leben nicht weniger als eine halbe Million Deutsche, und sie halten unter den erschwerendsten Umständen zäh an ihrer Nationalität und ihrer Konfession fest. Herr Heeren, der als Geistlicher unter ihnen wirkte, hatte Gelegenheit sie gründlich kennen zu lernen und weiß sehr interessant von ihnen und dem Lande, das sie bewohnen, zu erzählen. Er weist auch darauf hin, was von seiten des Mutterlandes für die deutschen Brasilianer in erster Reihe geschehen kann und geschehen muß.

Zu den Kernbüchern jeder guten deutschen Hausbibliothek sollte Heinrich von Sybels „Die Begründung des Deutschen Reiches“ gehören. Es ging Herrn von Sybel anfangs wie so vielen deutschen Historikern: als der heiß-ersehnte Mann, der Deutschland die politische Einheit bringen sollte, die Weltbühne betrat, da hielt er ihn für einen Abenteuerer und bekämpfte ihn heftig. Sein Mißtrauen aber schlug bald in Bewunderung und Hingebung um, und aus ihnen ging das Werk hervor, von dem hier die Rede ist. Es ist eine der schönsten Arbeiten, die die deutsche Geschichtsschreibung hervorgebracht hat.

Das klassische Buch war bisher so teuer (es kostete 66 Mk. 50 Pfg.), daß nur zu viele auf seinen Besitz verzichten mußten. Da ist es denn sehr verdienstvoll, daß die Verlagsbuchhandlung (R. Oldenbourg-München und Berlin) sich entschlossen hat eine neue billige Ausgabe, die nur 24 Mk. 50 Pfg. kostet, zu veranstalten.

Unter dem Titel: „Die Meister des deutschen Briefes“ (Velhagen & Klasing, Viefeseld und Leipzig) haben Theodor Klaiher und Otto Lyon eine Sammlung deutscher Briefe herausgegeben, die „die Eigenart der bedeutendsten deutschen Briefschriststeller ans Licht stellen will“. Der stattliche Band bietet Proben deutscher Briefe von denen des Markgrafen Albrecht Achilles und der Kurfürstin Anna ab bis zu denen des Professor Billroth und des unglücklichen Stauffer-Bern. Die Auswahl ist mit feinem litterarischen Verständnis getroffen.

Den zahlreichen Verehrern Eduard Mörikes unter unseren Lesern wird sein Lebensbild von Karl Fischer: „Eduard Mörikes Leben und Werke“ (W. Behrs Verlag, Berlin) willkommen sein. Das Buch ist aus warmer Begeisterung für Mörike geboren, beruht aber zugleich auf eingehenden und gewissenhaften Forschungen, so daß es neben dem naiven Leser wohl auch dem gelehrten gerecht wird. Ein maßvolle verständige Illustrierung schmückt es und trägt zu seinem Verständnis bei.

In R. Voigtländers Verlag (Leipzig) sind eine Anzahl sehr ansprechend ausgestatteter Büchlein erschienen, die durch den billigen Preis von 80 Pfg. auch den weitesten Kreisen zugänglich gemacht und ihnen auch willkommen sein werden. Die künstlerische Ausstattung jedes Bändchens ist je einem Künstler anvertraut worden, so daß sie aus einem Geist heraus geschaffen wurde und der Illustriator in ihr sein Eigenstes an subjektivem Verständnis des Textes geben konnte. Der Inhalt dieser Bändchen ist sehr verschieden. Während in „Snurrig Lüü“ Paul Warneke allerlei Anekdoten in plattdeutsche Rimels gebracht hat (Buchschmuck von Willem

Müller-Schönefeld) bietet Richard Grimm in „Frühling und Liebe“ eine Sammlung moderner Liebeslieder, die er selbst künstlerisch ausgestattet hat. „Aus der schönen weiten Welt“ bringt Kinderlieder von Wolrad Eigenbrodt (Buchschmuck von Hans von Volkmann). „Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi“ wird in den Worten der heiligen Schrift erzählt und durch Bilder von Hans Schäußelin illustriert. Die sonstige künstlerische Ausstattung rührt von Emil Büchner her. Die Idee, durch so schön ausgestattete kleine Bücher die Freude am Buch auch bei denen zu wecken, die für Bücher nicht viel Geld ausgeben können, ist gewiß eine dankenswerte und stellt unseren Illustratoren die erfreulichsten Aufgaben.

In zweiter Auflage sind Heinrich Seidels „Wintermärchen“, illustriert von Karl Köhling erschienen (Union, Stuttgart). Das lebenswürdige Buch wird auch in diesem Jahre wieder viele Leser jeden Alters erfreuen. Ist doch Heinrich Seidel der weitaus volkstümlichste unter den heutigen Märchendichtern.

Von unseren Mitarbeitern hat Bernhardine Schulze-Smidt eine Erzählung „Leiden“ erscheinen lassen (Carl Reißner, Dresden und Leipzig), die in Holland spielt und höchst ansprechende Schilderungen von Land und Leuten bietet. Die junge Heldin der Erzählung, die mit schwerem Herzenskummer dorthin flüchtet, findet in der Stille des friedlichen Landes auch den Frieden des Herzens wieder.

In dem Roman: „Die Erben“ (Hermann Costenoble, Jena) führt mein Kollege Hanns von Zobeltitz die Leser in das Haus eines jener Groß-Industriellen, deren Thatkraft sich ein eigenes großes Reich geschaffen hat. Der Roman hebt mit dem Tode des Hausherrn an, einer Herren- und Schöpfernatur, die zwar das Größte leistete, aber auch, mit und ohne Willen, seine Umgebung niederhielt wie der Waldriesen den um ihn stehenden Bäumen Luft und Licht nimmt. Nun heißt es für die Erben sich in der Welt behaupten und fortführen, was ihr Vater ins Leben rief.

Ernst Muellenbach, der Verfasser des Romans „Maria“, weilt leider nicht mehr unter den Lebenden. Unsere Leser haben ihn aus mehr als einer jener lebenswürdigen Erzählungen kennen gelernt, in denen er sein schönes Heimatland am Mittelrhein schildert. Er war ein Kölner Kind und lebte in einer Vorstadt von Bonn, in Poppelsdorf. Sein behagliches Heim lag gegenüber dem früheren Residenzschloß der Erzbischöfe von Köln, und man sah aus allen Fenstern in den Garten des Palais, der jetzt als botanischer Garten benutzt wird. Wie schöne Stunden habe ich da am Venusberger Weg mit Muellenbach, seiner ja ebenfalls mit schönem Erfolg schriftstellerisch thätigen Frau und einem geistreichen Freunde des Ehepaars verlebt. Muellenbach war ein kluger, ungewöhnlich kenntnisreicher Mann von großer Herzengüte und dem heiteren Sinn des echten Rheinländers. Er wußte in der Geschichte seiner Heimat vorzüglich Bescheid und war in den kleinen Staatengebilden, in die sie so lange zerlegt gewesen war, ganz zu Hause. Es war ein großer Genuß, sich von ihm von der Stadt Köln, Kur-Köln, der Pfalz u. erzählen zu lassen, denn der Schalk saß ihm dabei immer in Augen und Mundwinkeln und sein gütiger Sinn ließ ihn auch für das Furchtbare oder Absurde einen Gesichtswinkel finden, von dem aus es sich nicht ganz so abscheulich oder lächerlich ausnahm wie sonst wohl. Er hatte ein feines Verständnis für die kleinen Leute und eine starke Sympathie für sie. Wie er denn auch ausgesprochen romantische Reigungen hatte und sich für stille malerische Winkel, verwilderte Gärten, halbdunkle kleine Kneipen und dergleichen mehr sehr begeistern konnte, obgleich er für die Gegenwart und ihre Größe keineswegs ohne Verständnis war.

Wie der Mann, so waren auch seine Erzählungen. Sie spielen vielfach in Universitätskreisen, ziehen aber auch meist den unteren Mittelstand hinein, und der Professor ist bei ihm in der Regel nicht der elegante Herr und Hauptmann d. L. von heute, sondern der unscheinbare und doch in seiner Art

so stolze und aufrechte Gelehrte von anno dazumal. Muellenbach läßt die großen Probleme des Einzeldaseins oder gar des staatlichen Lebens ebenso beiseite, wie die Ausnahmehenschen. Die Leute, die er schildert, sind alle mehr oder weniger Durchschnittsmenschen, aber er weiß sie so lebenswürdig hinzustellen, daß wir an ihren Geschichten lebhaften Anteil nehmen.

Das gilt alles zum Teil auch von „Maria“. Maria und ihre Schwester sind die Töchter eines früh verstorbenen Vaters, der eine Künstlernatur war, aber schließlich als ein Handwerker endete, und einer geistig beschränkten, aber braven Mutter, die sich und ihre Kinder durch Vermieten und den Ertrag eines Mädchens ernährt. Während die jüngere Schwester sich geschickt aufwärts zu schlängeln versteht, hat die so viel edler geartete Maria harte Kämpfe zu bestehen und viel Herzleid zu überwinden, ehe auch sie ihren Frieden mit dem Leben machen kann. Der Roman ist eine echt Muellenbachsche Erzählung: bei aller Schlichtheit doch fesselnd und lebenswürdig von der ersten bis zur letzten Zeile.

Unter dem Titel: „Sonnenschein“ hat Peter Kogger 24 Skizzen und kleine Erzählungen veröffentlicht (L. Staackmann, Leipzig). Den Titel motiviert er so: „Woher haben wir Menschen denn das frohgemute Herz, als von unserer Harmonie mit der Gottheit, und der Sonnenschein, woher soll er denn kommen, als vom Himmel! So lange Gott mir mein Himmelreich bewahrt, soll es in meinen Büchern keine Kopfhängerei geben, sondern möglichst viel Freude und Sonnenschein. Oft empfinde ich die Unzulänglichkeit meiner Kraft, das Können bleibt zurück hinter dem Wollen. Aber ein starkes Talent fühle ich in mir, das jeder Mann haben muß, der zum Volke spricht — das Talent, an Gott und Menschen zu glauben und den Sieg der Gerechtigkeit und der Freude zu erhoffen. Hätte jemand alle Talente, aber dieses nicht, dann müßte er schweigend sich zurückziehen in eine dunkle Höhle, um zu grollen und zu verzagen. Die irdische Wahrheit ist ernst genug, aber sie verträgt es recht gut, von dem Sonnenschein der Poesie beleuchtet zu werden, ohne daß sie unwahr wird. Die Welt ist reich an Niedertucht und sie ist reich an Größe und Schönheit. Nur darauf kommt es an, was wir Poeten liegen lassen oder auflesen.“ — Das mir vorliegende Exemplar des Buches gehört dem 8. Tausend an.

Als 5. Band der interessanten „Sammlung Illustrierter Monographien“ (Belhagen & Klasing, Viefefeld und Leipzig) ist ein Buch von Professor Georg Rietchel-Leipzig erschienen: „Weihnachten in Kirche, Kunst und Volksleben“. Das Buch ist aus dem lebendigsten Interesse an seinem Vorwurf entstanden und behandelt diesen in Wort und Bild erschöpfend. Mich hat besonders der Abschnitt interessiert, der vom Weihnachtsbaum handelt, denn sein Auftreten und die schnelle Verbreitung, die er findet, haben etwas Rätselhaftes. Er wird zum erstenmal im Jahre 1605 als eine Straßburger Sitte erwähnt, wo man ihn aber noch nicht mit Lichtern geschmückt zu haben scheint. Dann aber erscheint er erst wieder im XVIII. Jahrhundert und gewinnt sich in diesem schnell das deutsche Haus, ohne daß diese Neuerung auch nur annähernd so viele litterarische Spuren hinterlassen hätte, wie man nach der Schreibseligkeit der Zeit erwarten müßte. Kaum je erwähnt ein Zeitgenosse, daß er die Sitte des Weihnachtsbaumes erst in dem und dem Jahre kennen gelernt habe, wer von ihm spricht, thut, als ob er es nie anders gewußt hätte. Meine selige Mutter, die 1807 geboren war und für ihre Kindheit das treueste Gedächtnis hatte, versicherte mir, daß in Kurland der Weihnachtsbaum in keinem deutschen Hause gefehlt und sie nie gehört habe, daß er ein neuer Brauch war. Und Kurland liegt doch sehr weit von Straßburg entfernt. Professor Rietchel verfolgt das Erscheinen des Weihnachtsbaumes auf das sorgfältigste, und seine Untersuchungen sind äußerst interessant.

„Weihnachten“ wird in diesem Jahr unter vielen Weihnachtsbäumen liegen und überall sehr willkommen sein.



Um Leben und Tod.

Südafrikanisches Zeitbild von Freiherrn Ch. v. Fabrice. (Schluß.)

„Der Herr Major werden sich nicht weiter um einen guten Platz zu bemühen brauchen,“ sagte der Wirt. „Alle die englischen Herren Offiziere und Beamten speisen bei mir und werden sich um so mehr beeilen, Ihnen als Kameraden gefällig zu sein, als viele von ihnen ebenfalls gute Bekannte des Besitzers der ‚Springbockfarm‘ sind, der selber leider schon längere Zeit in Kapstadt weilt.“

„Vortrefflich, Herr Wirt, und nun weisen Sie mir ein Zimmer an und lassen Sie mir sofort einen B. and S. bringen.“

Letzteren Wunsch schien der Wirt schon längst erwartet zu haben, da die Verteilung zahlreicher „B. and S.“ — Brandy und Soda — oder „W. and S.“ — Whisky und Soda — für die meisten Briten in Südafrika zum unabweisbaren täglichen Bedürfnis geworden ist.

An der langen Abendtafel saßen neben Kaufleuten vom Platz und englischen Armeelieferanten heute auch viele Farmer aus der Umgegend, die manch finsternen Blick nach dem Nebenzimmer warfen, wo an reich gedecktem Tisch die englischen Offiziere und Beamten speisten. An beiden Tafeln wurde das wichtige Tagesereignis lebhaft besprochen. Die heute alle beherrschende sieberhafte Aufregung machte sich in einem allgemeinen Angriff auf die Kellerschätze des Hotels Luft. Bereits vor der Mahlzeit konnte der Wirt manche Flasche aus dem über dem „Bar“ (Ausgang) hängenden sogenannten „Wassersack“ nehmen, einer Kühlvorrichtung, bei welcher die durch die leinenen Wände des Sacks ununterbrochen ausdunstende Feuchtigkeit eine sehr starke Abkühlung des in ihm enthaltenen Wassers hervorruft. Während des Essens hielt man sich hauptsächlich an die prächtigen einheimischen Weine, doch wurden auch deutsche Schaumweine und französische Champagner in Menge verlangt. Bald stand eine ganz respektable Anzahl von Flaschen und Krügen auf den Tischen, und um sie herum saßen in bunten, sich streng von einander gesondert haltenden Gruppen die Trinker. Die Afrikaner und Burenfreunde, deren Gespräche sich ausschließlich um die Greuel der gegenwärtigen britischen Gewaltherrschaft bewegten, zechten, um durch solche „scharfe Medizin“ ihren Schmerz und ohnmächtigen Groll zu betäuben, was ihnen ebenso gelang, wie den triumphierenden Engländern das Ansehen einer übersäumenden Begeisterung, mit der sie die rechtzeitige Energie des Kriegsgerichtes feierten: nur durch unbeugsame Härte könne endlich für immer die trotzige Halsstarrigkeit dieses niederländischen Bauerngesindels gebrochen werden, und auf diesem Wege allein liege die Möglichkeit, dem unglücklichen Lande den Frieden wiederzugeben und Englands Herrschaft glorreich und unerschütterlich aufzurichten vom Kap zum Nil. Sir Walter, den der bereits durch den Vorpostenkommandanten benachrichtigte älteste Offizier der Garnison auf das freundlichste begrüßt hatte, war einer der Fröhlichsten in diesem heiteren Kreise. Zwar kannte keiner der Anwesenden den Major persönlich, doch schon sein Familienname, in der Armee wohlbekannt als der eines alten, schwertfrohen Geschlechts, ließ ihn allseitig ein liebenswürdiges Entgegenkommen bei den militärischen Kameraden finden. Nach kurzer Frist befand man sich in angeregtem, munterem Gespräche, wobei sich Sir Walter im Laufe des Abends nicht nur als wohlvertrauter Feldsoldat, sondern auch als hochgebildeter, brillanter Gesellschafter erwies und eine gründliche Vertraut-

heit mit den Anschauungen und Gepflogenheiten der höheren Londoner Gesellschaftskreise bekundete. Vor Eintritt in die Armee hatte er, wie er beiläufig bemerkte, mehrere Jahre in England eine Ingenieurhochschule besucht, und so fanden sich bald auch allerlei Anknüpfungspunkte und durch gemeinsame Bekanntschaften und Studierinnerungen vermittelte Beziehungen, so daß der Abend noch sehr „gemütlich“ wurde. Erst lange nach Mitternacht entschlossen sich die fröhlichen Zecher zur Heimkehr. Und während in den Gastzimmern die Herrschaften tafelten und zechten, tranken in den ihnen angewiesenen Hinterräumen die farbigen Diener oder Arbeiter einen Gin auf den anderen, im stolzen Bewußtsein der ihnen durch die englische Politik gewordenen politischen Bedeutung und in der frohen Zuversicht, daß die Zeitereignisse vor allem für die schwarze Rasse günstige Verhältnisse herbeizuführen geeignet seien. —

In diesen Breiten ist die Dämmerung äußerst kurz. Bald nach dem vollständigen Eintritt der Dunkelheit, gerade als über den mächtigen Baumwipfeln, welche einen an der Rückseite des Hotels vorüberführenden Weg in düstere Schatten hüllten, das Kreuz des Südens hellstrahlend am Firmament emporstieg, verschwand Sir Walters Diener für längere Zeit aus dem Gasthause. Jedoch niemand hatte heut abend Zeit und Lust dieses Verschwinden zu beobachten. Bald darauf zog ein junger Mann, seiner Kleidung nach — langer schwarzer Rock und weiße Halsbinde — ein Prediger der niederländischen reformierten Kirche, die Klingel an der finsternen Pforte des Ortsgefängnisses. Er überbrachte dem Gefängnisinspektor ein Schreiben des diesem genau bekannten städtischen Hauptgeistlichen, laut dem dringende Amtsgeschäfte ihn leider verhinderten, den Verurteilten noch am gleichen Abend aufzusuchen. Doch werde er sich bei Tagesanbruch einstellen, dem Unglücklichen die Tröstungen der Religion zu spenden und ihn auf dem letzten schweren Gange zu geleiten. Inzwischen habe sich ein junger, gerade zum Besuche bei ihm anwesender Amtsbruder erbaten, für heute abend seine Stellvertretung zu übernehmen. Darauf hin wurde dem jungen Geistlichen sofort der Zutritt bewilligt, und gegen eine Stunde blieb er mit Jan Claassen allein und ungestört in dessen Zelle. Sein geistlicher Beistand erwies sich als sehr wirksam. Denn während der Gefangene vorher unruhig in der Zelle auf- und abgegangen war oder dumpfbrütend, den Kopf in die Hände gestützt, den verödeten Blick unverwandt an den Boden gefesselt, unbeweglich in einem Winkel gesessen und jede angebotene Nahrung verschmäht hatte, zeigte er sich nun weit gefasster. Jetzt trug sein ernstes Gesicht einen Ausdruck frommer Gottergebenheit und mutiger Entschlossenheit. Lange las er aufmerksam in seiner alten holländischen Bibel und faltete die Hände wie im stillen Gebet. Dann verzehrte er sein Abendessen mit vortrefflichem Appetit und schlief so ruhig und fest, daß in der Frühe des folgenden Morgens der Aufseher Mühe hatte, ihn aus dem Schlafe zu rütteln, als der Herr Hauptpastor sich im Gefängnis einstellte. —

Noch glänzte der Osthimmel, von leichten Nebelstreifen umhüllt, in mattem Taugrün; kaum daß ein leichtes, flüchtiges Rot über den Hügelkammen das Nahen des aufsteigenden Taggestirnes verkündete, als bereits ein lautes, reges Leben

auf den Straßen der kleinen Distrikthauptstadt sich entfaltete. Unter Trommelschlag marschierten die Truppen nach dem Marktplatz, auf dem man aus zwei durch einen Querbalken verbundenen Pfosten einen primitiven Galgen errichtet hatte. Jene Bürger, die laut Gerichtsbeschuß der Hinrichtung als unfreiwillige Zuschauer beizuwohnen hatten, waren von Soldaten und Polizeimannschaften aus ihren Wohnungen abgeholt und in Reihen vor den den Platz nach allen Seiten abschließenden Truppen aufgestellt worden. Alle waren in Schwarz, wie zu einem Begräbnis gekleidet, mit langen Trauerfloren an den Hüten. Viele weinten laut; andere, die Gesichter hochrot und blutunterlaufen oder totenbleich, starrten voll wilden Grimms, wie geistesabwesend vor sich hin, ohne ihre Umgebung zu beachten. Manchen der anwesenden Briten mochte wohl ein Grauen überkommen bei dem Gedanken an die hier ausgestreute, unvertilgbare Saat des bittersten Hasses und der leidenschaftlichsten Rache; denn keiner von jenen, die man hier mit einer wahrhaft mittelalterlichen Barbarei, unter Waffengewalt auf den Platz schleppte, der Hinrichtung eines tapferen Stammesgenossen beizuwohnen und Zeuge seiner letzten Todeszuckungen zu werden, würde je diesen Tag vergessen. Als jedoch ein schon bejahrter, angesehenen Bürger beim Anblick des Galgens einen lauten Schrei ausstieß und ohnmächtig zu Boden stürzte, erregte dies nur das laute Hohngelächter der Soldaten und des hinter ihren Reihen sich drängenden, meist aus Farbigen bestehenden Pöbels. Dem Galgen gegenüber war eine für die Richter bestimmte, etwas erhöhte hölzerne Plattform hergerichtet worden. Pünktlich fünf Minuten vor neun Uhr erschien, von Trommelwirbeln begrüßt, der Gerichtshof, und um ihn herum nahmen die ortsanwesenden englischen

Offiziere, alle in großer Paradeuniform, Aufstellung. Unter ihnen ragte die hohe Gestalt Sir Walters hervor, dem man wohl um den Gast zu ehren, einen Platz in der ersten Reihe, neben dem Vorsitzenden des Kriegsgerichtes — einem Infanterieoberst — angewiesen hatte. Wieder wirbelten die Trommeln: der Zug mit dem Verurteilten langte auf der Richtstätte an. Jan Claasen hatte es abgelehnt, sich auf den Arm des an seiner Seite schreitenden Geistlichen zu stützen. Etwas bleich, aber hochaufgerichtet, ruhigen festen Ganges, schritt er zwischen den ihn mit gezogenen Seitengewehren eskortierenden Soldaten hin. Als er vor dem Galgen ankam, überließ ihm ein Schauer: augenscheinlich that er sich Gewalt an, um in diesem furchtbaren Augenblicke seine Kaltblütigkeit zu bewahren. Einen Blick nur sandte er zum klaren leuchtendblauen Morgenhimmel empor, und sofort gewann er seine volle Ruhe wieder. Während der Vorsitzende nochmals mit laut über den Platz schallender Stimme das Urteil verlas, blieb der Jüngling trotzig halb abgewendet stehen und ließ die Blicke über die Reihen der Zuschauer gleiten, wobei er hie und da mit leisem Neigen des Kopfes einen Bekannten ernst, aber freundlich begrüßte. Erst als die letzten Worte des Gerichtsspruches zur Verlesung kamen, wendete er sich und schaute nach der Plattform empor. Stolz und kaltblütig musterte er die englischen Offiziere. Plötzlich zuckte er zusammen und stieß einen lauten Schrei der Überraschung aus. Da seine Hände auf den Rücken gefesselt waren, neigte er den Kopf nach Sir Walter und rief: „Herr Pastor, Herr Pastor, dort hat Gott einen Mann gesendet, der, wenn er nur will, mich noch retten kann, in diesem letzten Augenblick!“ — „Wer das?“ fragte der Geistliche ungläubig, verwundert. „Jener dort, der



Beim Eischieben. Nach dem Gemälde von Th. Klechaas.

neben dem Vorsitzenden stehende Herr in der roten Uniform mit Majorsabzeichen. Gott selbst hat ihn hierher geführt. Welch wunderbare Fügung!"

Eine gewaltige Bewegung ging durch die Menge. Die Soldaten vermochten nur schwer dem Andrang zu widerstehen und ihre Stellung zu bewahren. Alles schrie durch einander, was den schwarzen Henker nicht abhielt, sich seinem Opfer zu nähern, um seines Amtes, zu dem er sich freiwillig gemeldet hatte, zu walten; es war ein baumstarker Kaffer, dessen breites, bestialisches Gesicht unheimlich grinste in diabolischer Freude, einen Weißen hängen zu dürfen.

Doch der Pastor trat zwischen ihn und den ihm verfallenen Burenjüngling: „Herr Oberst, der Verurteilte sagt, daß er in dem neben Ihnen stehenden Herrn einen Zeugen gefunden habe, der seine Unschuld beweisen könne. Im Namen Gottes stehe ich Sie an, diesen Zeugen zu vernehmen!"

„Und wer sollte das sein?“ sagte vortretend der Oberst.

„Der Herr Major Sir Walter K.“ rief der Verurteilte laut.

„Ich?“ fragte dieser im Tone höchster Überraschung und schritt seinerseits an den Rand der Plattform heran. „Zhr müßt Euch irren, mein armer Bursche, denn obgleich Zhr meinen Namen richtig genannt habt, seid Zhr mir ganz unbekannt.“

„Dacht' ich mir's doch,“ grollte der Oberst. „Die Todesfurcht nur spricht aus dem erst so trotzigem Rebellen!“ Schon wollte er dem Henker das Zeichen geben, der Sache ein Ende zu machen, als der Verurteilte laut und gellend aufschrie: „Herr Major, lassen Sie mich nicht so elend sterben, wenn ein Wort aus Ihrem Munde mich retten kann. Nur eine Frage, eine einzige Frage!“

„Laßt ihn sprechen,“ tönte es aus der Menge. „Zhr müßt ihn hören, wollt Zhr nicht einen offenbaren Mord begehen!“ Der Vorsitzende wendete sich nach Sir Walter.

„Herr Major, obgleich es sicherlich kaum der Mühe wert sein wird, seine Aussage anzuhören, scheint es doch eine Pflicht der Menschlichkeit, der Bitte des Todeskandidaten zu entsprechen. Will er uns hintergehen, nun, so wird er damit die Vollstreckung des Urteils nur um wenige Minuten verzögert haben!“

„Auch das ist noch viel zu lange! Mit solchem Rebellen-gefindel sollte man kurzen Prozeß machen!“ versetzte Sir Walter lebhaft. Widerwillig und allem Anschein nach von diesem Zwischenfall höchst unangenehm berührt, fügte er dann in dienstlicher Haltung hinzu: „Doch wie der Herr Oberst befehlen! Als Vorsitzender des Kriegsgerichts haben Sie hier allein zu entscheiden.“

Man hatte den jungen Buren auf die Plattform geführt. Jetzt war er leichenblaß und zitterte an allen Gliedern. Er begann sofort: „Am 18. Juni kamen der Herr Major mit dem Nachmittags Schnellzug in De... an, und als ich sah, daß Zhr Diener mit dem Gepäc allein nicht fertig wurde, erbot ich mich, Zhre Koffer auf meinem kleinen Karren in das Castle-Hotel zu schaffen, da infolge des Krieges alle Kofferträger fehlten. Sie ließen mich dann auf Zhr Zimmer kommen, und gegen zehn Pfund Sterling engagierten Sie mich als Führer. Ich konnte den Herren vom Kriegsgericht keine Zeugen aus der Stadt namhaft machen, weil ich in der verhängnisvollen Nacht des Überfalles unterwegs war und somit auch auf dem Kampfplatze hätte anwesend sein können. Daß ich Ihnen, Herr Major, als Führer diente, hätten die Richter mir doch nicht geglaubt! Sie aber werden mir bezeugen, wie ich Sie, um nicht die Aufmerksamkeit der Burenfreunde zu erregen, gegen zehn Uhr abends vor der Stadt auf der Landstraße erwartete und dann eine von Ihnen befehligte Truppenabteilung durch die Gebirgsschluchten bis in die Nähe einer feindlichen Kolonne, deren Überfall Sie planten, führte.“

Der Major schüttelte lebhaft den Kopf.

„Das trifft zwar alles genau zu, aber wenn Zhr mir jetzt auch bekannt vorkommt, muß ich gestehen, daß ich mich jenes jungen Menschen, den wir am Bahnhofe trafen und

den ich dann als Führer engagierte, durchaus nicht mehr entfinnen kann, da er uns nur während einiger Nachtstunden begleitete. Alle die von Euch angeführten Einzelheiten beweisen nicht viel, da Zhr sie auch auf andere Weise zufällig erfahren haben könntet,“ bemerkte er, indem er mit stolzer Zurückhaltung den jungen Buren aufmerksam musterte.

Dieser aber fuhr immer eifriger und lauter sprechend fort: „Was Sie, Herr Major, aber gewiß nicht vergessen haben können, ist, daß wir nachts auf eine feindliche Streifschar stießen, wobei ich im Handgemenge eine leichte Kopfwunde davontrug. Diesen Liebesgruß Zhrer Landsleute betrachtete man jetzt als einen Beweis zur Begründung der Anklage gegen mich!“

Der Verurteilte, dessen Hände noch immer gefesselt waren, bat einen Soldaten, ihm das Haar zurückzuschieben: eine lange, noch kaum verharzte Narbe wurde sichtbar.

„Wirklich, Zhr sagt die Wahrheit!“ staunte Sir Walter. „Dieses Umstandes entsinne ich mich genau, trotz alles dessen, was ich seitdem in den letzten Kriegswochen erlebt habe!“

„Und weiter,“ rief nun tief aufatmend und voll froher Zuversicht der junge Mann, „will ich Sie daran erinnern, Sir, wie Sie mir außer dem versprochenen Führerlohn für die Verwundung noch eine Extraentschädigung von fünf Pfund Sterling gaben, sowie eine Zhren Namenszug in Silber tragende kleine Tabakspfeife, die hier der Tommy*) aus meiner Rocktasche herausnehmen mag.“

„Bei Herkules!“ rief Sir Walter, „das ist richtig in allen Einzelheiten und jetzt erkenne ich Euch wieder,“ dann fuhr er zum Vorsitzenden gewendet fort:

„Falls dieser Mann wegen in der Nacht vom 18. zum 19. Juni begangenen Thaten von Ihnen verurteilt worden ist, kann ich mit gutem Gewissen und voller Bestimmtheit bezeugen, daß er an jenem Abend mit mir und meinen Leuten aus der Gegend von De... aufbrach und uns die ganze Nacht als Führer durch die Gebirgsschluchten ausgezeichnete Dienste leistete.“

Alle Anwesenden waren von dem Gehörten lebhaft, wenn auch in sehr verschiedenartiger Weise, bewegt.

„Also der Mann ist thatsächlich unschuldig?“ jagte voll Staunen der Oberst. „Dann danke ich Gott, daß er Sie zur rechten Zeit dieses Weges führte, Sir Walter, und daß hierdurch die Hinrichtung eines der so spärlichen Freunde, die wir Engländer unter der hiesigen Bevölkerung zählen, verhindert worden ist.“

Das Kriegsgericht trat auf der Stelle zusammen, das Todesurteil wurde aufgehoben, doch sollte Jan Claasen, da man es für rätlich hielt, ihn von seinen AVerwandten fern zu halten, in den nächsten Tagen nach einem der Konzentrationslager überführt werden, sich aber bis dahin unter Aufsicht eines Unteroffiziers frei in der Stadt aufhalten dürfen. Kaum war dieser Gerichtsspruch verkündet, so durchbrach die nun völlig zu Gunsten des Gefangenen umgestimmte Menge die Reihen der Soldaten mit unwiderstehlicher Wucht. Seine Fesseln wurden gelöst, der Galgen unter Gejohl im Nu umgestürzt und der bitter enttäuschte schwarze Amateurtherker mit Steinwürfen davongejagt. Während dann die von allen Seiten angestimmte englische Nationalhymne mächtig zum Himmel brauste, wurde Sir Walter, der sich vergeblich gegen diese Ovation sträubte, von einigen Männern auf die Schultern gehoben und im Triumph um den Platz getragen. Um so härter traf dagegen der gänzlich unerwartete Schlag die Afrikaner und Burenfreunde. Jan Claasen, des so ehrenhaften Willem Pratts bisher allgemein beliebter Pflegerjohn, ein Verräter an der Sache seines schwer geprüften Volkes! Der brausende Lärm verhinderte es, ihre Verwünschungen zu hören. Aber einer nach dem anderen traten die zur Hinrichtung zugezogenen Bürger an den Begnadigten heran, rissen die Trauerabzeichen von Hüten und Röcken und warfen sie ihm mit allen Zeichen des Abscheues verächtlich

*) Spitzname der englischen Soldaten.

vor die Füße. Indessen, weder der Jubel der Englischgesinnten, noch der finstere Grimm seiner unglücklichen Landsleute schienen den geringsten Eindruck auf den jungen Buren zu machen. Kaum waren ihm die Fesseln abgenommen, als er auch schon seine Tabakspfeife aus der Rocktasche hervorholte, sie langsam und methodisch stopfte, um sie dann nach allen Regeln der Kunst gemächlich in Brand zu stecken. Von dem, was um ihn herum vorging, schien er nichts zu hören noch zu sehen. Ohne mit jemandem ein Wort zu wechseln, ging er in Begleitung des ihm zugetheilten englischen Unteroffiziers ruhigen Schrittes nach einem nahen Wirtshause, in dem er an Markttagen zu verkehren pflegte.

Als Sir Walter gegen Mittag, nur von seinem Diener begleitet, sich zum Weiterritte anschickte, fand er es schwierig, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, die, das seltsame Ereignis besprechend, die Straßen durchzog und von einer Schankstätte zur anderen wogte. Für die Engländer war natürlich Jan Claasen der gefeierte Held des Tages. Man führte ihn von Bar zu Bar, und überall wollte man sein Abenteuer von ihm selbst erzählen hören. Erst gegen Abend ließ man ihn etwas mehr Freiheit, die er sofort benutzte, um in einer engen Seitengasse zu verschwinden, von wo er durch die Gärten eilenden Laufes eine unwegsame „Kloof“ *) in den Bergen gewann, bevor noch sein englischer Aufseher, der die ihm in der Gesellschaft des Gefeierten gebotenen Annehmlichkeiten reichlich genossen hatte, auch nur seine Abwesenheit bemerkte.

Am folgenden Tage überbrachte ein Parlamentär dem Obersten, der als Vorsitzender des Kriegsgerichts fungiert hatte, ein Schreiben des Burenführers Paul W... Dieses lautete: „Ew. Ehren bestätige ich hierdurch ganz ergebenst meine vor Ihrem Kriegsgerichte gemachte Aussage. Der soeben glücklich in unserem Lager angelangte Jan Claasen hat in der Nacht des 18. zum 19. Juni vortreffliche Dienste als Führer geleistet, jedoch nicht den Feinden seines Volkes, sondern, als ein getreuer Niederlandsmann, dem von mir befehligten Burenkommando. Sofort stand daher unser Entschluß fest, alles daran zu setzen, ihn vor Ihrem Blutgerichte zu erretten. Angesichts der englischen Übermacht in dieser Gegend ließ sich dies nur durch eine kühne Kriegslist ermöglichen, zu der uns die Gefangennahme Ihres tapferen Landsmannes Major Sir Walter K. und seiner Eskorte zur rechten Zeit die Mittel bot. In unseren Reihen dienende Irländer und Amerikaner geleiteten mich zu Ihren Vorposten. Durch langjährigen Aufenthalt in England mit den dortigen Verhältnissen vertraut, gelang es mir, unter Benützung der Dienstpapiere des wahren Sir Walter, dessen Rolle durchzuführen, freilich auf die Gefahr hin, bei einer zufälligen Entlarvung als Spion kriegsgerichtlich erschossen zu werden.

*) Schlucht, Klamm.



Damenporträt. Von Max Koser.

Doch der Himmel gab seinen gnädigen Beistand, und es glückte, unseren braven jungen Kameraden noch in letzter Stunde zu befreien. Von den bei dieser Gelegenheit in Ihrem Kreise verlebten angenehmen Stunden bewahre ich eine freundliche Erinnerung, und ich hoffe nach einem die Freiheit meines Vaterlandes endgültig gegen alle englischen Raubpläne sichernden Frieden, Sie später noch einmal auf meiner zur Zeit freilich eingekerkerten Farm meinerseits als Gast begrüßen zu können.

Paul W..., Feldcornet.“

Zugleich mit diesem Schreiben langte Major Sir Walter K., ein kleiner, schwarzhaariger Herr, wohlbehalten im englischen Lager an, nachdem das ihm und seiner Eskorte von den Buren bei der Gefangennahme abgenommene persönliche Eigentum ihnen getreulich wieder zugestellt worden war.

Die gegen den Ortsgeistlichen eingeleitete Untersuchung ergab nur, daß dieser durch einen nicht auffindbaren Boten brieflich benachrichtigt worden war, der Verurteilte wünsche den Abend vor der Hinrichtung allein zu verbringen und bäte, ihn erst bei Tagesanbruch zu besuchen. Ganz erfüllt von dem Gedanken an die schwere, seiner harrende Amtspflicht, erklärte der Geistliche, die Bemerkung des Aufsehers über den Besuch eines jüngeren Theologen nicht weiter beachtet oder angenommen zu haben, es sei ein Freund des Gefangenen gewesen. Trotzdem ließen die Engländer den greisen Pastor nach dem Konzentrationslager bei Beaufort-West als Gefangenen abführen, in dem bereits verschiedene seiner Amtsbrüder von den holländischen und deutschen Gemeinden das gleiche Los erduldeten. —

Schneenacht.

Du Schneenacht, du, laß meine Seele sinken
In deiner Sterne feierstillstes Blinken.
Dein unausdenkbar heimlich Heimwehwecken
Kommt über mich wie seliges Erschrecken.
Ich weiß nicht, wie — ich muß die Hände breiten
Zu euch, ihr Sterne, aus den weißen Weiten.
Mir ist, als ginge durch das bange Grausen
Ein wunderselig weckend Osterbrausen.
Dort steht das Kreuz! Von den gereckten Armen

Strömt hin ins Land ein sättigend Erbarmen,
Als wäre alle Qual ans Kreuz geschlagen,
Als könnt' es noch viel größern Jammer tragen.
Bis in der Sterne stille stumme Räume
Recken sich sühnend diese Kreuzesbäume.
Schneemeer! Ein Friede käme hergezogen,
So ist es mir, aus deinen weißen Wogen.
Ein Friede, blumenglücklich, tief und trunken,
Als wäre ein Lenz auf dich herabgesunken!

Gustav Schüler.

Wie wir Seeleute uns in Westindien einen Weihnachtsbaum holten.

Unser geliebtes altes Schulschiff lag zu Weihnachten 18.. im Hafen einer der kleinen westindischen Inseln vor Anker. Am 23. Dezember morgens sieben Uhr piffte der Bootsmaat die Wache an, und sein Ruf, der sonst um diese Zeit immer „Divisionsweise antreten zum Dienst“ lautete, hieß heute: „Die Freiwache Weihnachtsvorbereitungen!“ Das war ein Jubel für die Leute! Mit den vergnügtesten Gesichtern saßen sie bei fröhlichen Weihnachtsliedern an der Back (Tisch) in der Batterie und schnitten und klebten die herrlichsten Papierketten von unglaublichster Buntheit und den verschiedensten Formen und Ausdehnungen.

Natürlich hofften wir Seekadetten, daß auch für uns der Dienstbetrieb leichter werden würde, daß wir wenigstens um das übliche dreimalige „Entern über den Großtop“, gleich nach dem Aufstehen, „zum Wachwerden“, kommen würden.

Dem war nicht so; ganz im Gegenteil, wir mußten gerade tüchtig heran. Daß wir wenig davon erbaut waren, kann sich jeder vorstellen. Die Weihnachtsstimmung, diese heimliche, ewig vergnügte Sorgen, diese freudige, dringende Erwartung, mehr noch zu überraschen, als überrascht zu werden, diese Weihnachtsstimmung, die wir jetzt im schneebedeckten Vaterlande überall herrschen wußten, fehlte uns in der Tropenluft gänzlich, wenigstens der Allgemeinheit.

Und unsere wenig schöne Stimmung wurde durch ein anderes nicht gehoben: das „Bumboot“*) brachte am Tage vor Heiligabend auf Bestellung drei Weihnachtsbäume an Bord — angeblich das Beste, was es an Land gab, und dem entsprechend teuer — deren einen die Seekadettenmesse haben sollte, kleine Sträucher, die, obwohl erst drei Stunden aus der Erde, ihre Blätter, als sie an Bord kamen, bereits welk und traurig hängen ließen.

Als man uns den kleinsten der drei abends in die Messe schickte, betrachteten wir ihn traurig und stellten ihn still in eine Ecke. Es fehlte nicht an Stimmen, die ein Ausschmücken der Messe zum Weihnachtsfeste überhaupt aufzugeben rieten. Aber die meisten älteren waren zum Glück anderer Ansicht. Und dreie, die gute Freundschaft hielten, verabredeten sich, um jeden Preis noch einen anderen Baum und sonstigen grünen Schmuck zur Stelle zu schaffen, obwohl sie noch keine Möglichkeit dazu sahen. Gleich darauf erfuhr wir dann, daß, da auch die Offiziere mit ihrem Baum durchaus nicht zufrieden waren, der jüngste von ihnen, zu dem wir großes Vertrauen hatten, sich für den nächsten Morgen um drei Uhr eine Felle bestellt hatte, um im Schutze der Dunkelheit aus einem von Bord aus mit Hilfe des Doppelglases erspähten Haine einen besseren Weihnachtsbaum zu holen. Auf unsere Bitte erlaubte er uns dreien gern, mitzufahren, und wir

gingen mit dem erhebenden Bewußtsein zur Koje, nun doch wenigstens den Kameraden eine freudige Überraschung bereiten zu können.

So erhoben wir uns denn am Morgen des 24. um drei Uhr frohen Mutes, um den nächtlichen Raubzug anzutreten, zogen natürlich unser gewöhnliches sackleines Arbeitszeug an und stiegen, mit einem Kappbeil bewaffnet, ins Boot. Es war eine ganz wundervolle, klare, kühle Nacht, um und um strahlend und glänzend. Die sechs Jungens, welche die Felle juckten (ruderten), machten es sich in Anbetracht des langen Weges nicht allzu schwer, und leise glitt das kleine Boot durch die in absoluter Stille daliegende Föhre. Für das Ohr nichts als ganz leises Wellengeplätscher und das gleichmäßige Ruckfen der Riemen in den Rundsellen; desto mehr für das Auge: über und unter uns funkelte es in tausendfachen goldigem Glanze und Flimmer, und wo der Steven des Bootes das Wasser durchschnitt, wo es von den Riemen aufgeworfen wurde, da sank es in silbernem Leuchten plätschernd wieder in die große Ebene zurück. Wer einmal ähnliches gesehen hat, der wird glauben, daß da eine volle, herrliche Weihnachtsstimmung auf uns herniederkam aus der unendlichen Natur, von der wir keine Grenze irgendwo erspähen konnten, ein unmittelbares Fühlen von Gottes Größe und Liebe.

Als unseren Träumen wurden wir durch die Stimme des Offiziers geweckt: „Die Seekadetten! Sie müssen mal nach vorn gehen und den Anker klar machen; einer von Ihnen muß sich ausziehen, wir werden in Brandung kommen! Vielleicht können wir trotzdem landen!“ Wir gehorchten flugs, denn wir merkten die nahe Brandung auch schon an dem unregelmäßigen, offenbar durch Grundseen gestörten Gange des Bootes. Nach wenigen Minuten konnten wir den Anker klar melden.

„Mit dem Bootshaken loten!“ kam zurück.

Die Tiefe war nicht genau festzustellen. Der Grund war augenscheinlich Felsen, an dem die Stange abglitt.

„Dann gehen Sie über Bord, halten Sie sich aber am Boot!“ rief der Offizier dem Kameraden, der sich klar gemacht hatte, zu.

Der jumppte über Bord und tauchte einen Augenblick unter; mit dunkelrotem Gesicht kam er gleich wieder auf, wischte sich ein paarmal über die Augen und meldete dann: „Ganz flach, lauter Steine!“ Dann halfen wir ihm ins Boot zurück. Er hatte sich beide Beine an den Felsen geschrammt und war außerdem voll guten Vertrauens mit der einen Sohle in einen Seeigel getreten. Die Jungens hatten, bis die Meldung des Seekadetten erfolgte, ruhig weiter gepullt, das Boot machte noch Fahrt und wurde gerade in dem Augenblick, als jener wieder an Bord kam, durch eine Brandungsfelle ein gut Stück nach Land zu verjagt; zugleich stieß

*) Boot von Eingeborenen, welches täglich Früchte zum Verkauf an Bord bringt.



Reitergefecht. Nach dem Gemälde von Sof. v. Brandt.
(Copyright 1899 by Franz Hanfstaengl, Munich.)

es hart auf einen Stein und saß einen Augenblick fest. Die Situation war kritisch; wenn das Boot quer schlug, wurde es durch die nächste Brandungssee mit voller Gewalt auf die Felsen gesetzt und zer schlagen, und dann hätten wir wohl keinen Weihnachtsbaum mehr holen können — nicht nur wegen des fehlenden Bootes — das wußte jeder von uns sofort. Wir sprangen selbst mit an die Riemen, in klarer Ruhe gab der Offizier seine Kommandos und leitete das Manöver. Die Jungen und wir gaben alles her, was an Kräften da war, und nach minutenlangem, energischem Anspannen aller Kräfte kam glücklich das Boot los und nahm Fahrt über den Achtersteven auf.*)

Die schlimmste Gefahr war damit beseitigt, aber noch lange nicht Zeit zum Ruhen. Es wurde weiter gearbeitet, bis wir endlich von der Brandung keine Spur mehr bemerkten. Dann konnten wir ein wenig rasten; alle waren wir in Schweiß gebadet und gehörig schlapp — die „kühle Nacht“ hatte doch immerhin 27° Wärme.

Unser Boot machte kein Wasser**), und so wurde beschloffen, noch etwas in angemessener Entfernung an der Küste längs zu fahren, um einen Landungsplatz zu suchen; aber der Besitzer jenes Haines hatte ein gegen Angriffe von See aus wohlgeschütztes Eigentum; eine Landung war unmöglich, und so zogen wir denn müde und niedergeschlagen mit leeren Händen an Bord zurück.

Nun also wirklich diesen erbärmlichen kleinen Strauch als Weihnachtsbaum aufstakeln! Das konnte traurig werden! Und wir hatten schon voll übermütiger Hoffnungen einige englische Kaufmannsfamilien, von denen wir für die kurze Zeit unseres Dortseins gastlich aufgenommen waren, und die unsere christmas feiern zu sehen wünschten, in unsere Messe geladen! War es zu spät, es noch einmal an Land zu versuchen? — Horch, da wird eben die Frühstückszolle klar gepiffen! — Schnell wandten wir uns an den wachhabenden Offizier. Ihm schien es vollkommen gleichgültig zu sein, ob wir Urlaub hatten oder nicht; er war ja auch einst als Seekadett zur Weihnachtszeit im Ausland gewesen; er erlaubte uns das Boot ohne weitere Frage, und frischen Mutes stiegen wir im Morgengrauen zum zweitenmale ein. Gesprochen wurde unterwegs nicht; jeder benutzte sein bißchen Grips zum Schmieden von Plänen, wie wir am besten unserer selbstgestellten Aufgabe gerecht werden möchten.

Als wir an der Landungsstelle ausgestiegen waren, gingen wir aufs Geratewohl durch die Straßen, um uns zunächst einmal über bestimmte Maßregeln klar zu werden. — Das Städtchen war recht typisch für einen westindischen Hafenplatz. Der eigentliche Ort bestand aus mehr oder weniger unvollkommenen Hütten oder Häusern, die nur Neger bewohnten. Weiter hinauf dann, vom Hafen entfernt, fanden wir bessere Häuser, z. B. Villen, in mehr zerstreuter Anordnung, in denen englische Kaufleute, Überseewarenhändler u. wohnten. Das Straßenpflaster bestand aus festgestampftem Lehm, der während des größten Teils des Jahres, in der heißen Zeit, seinen Zweck ganz gut erfüllt; bei Regen soll man das freilich nicht behaupten können.

„Herrschaften, ich hab's! Ihr habt doch schon von Fräulein M. gehört, der deutschen Lehrerin? Die muß uns Bescheid sagen, die weiß sicher, wo wir am besten Grünes bekommen!“

Fräulein M. kannten wir freilich, d. h. alle nur dem Namen nach; sie war eine Deutsche, die als Erzieherin und Lehrerin für die Kinder der englischen Großkaufleute nach jener Insel gekommen war; sie schwärmte für die deutsche Marine und gab das den deutschen Seeleuten in Gesellschaften oder Familien ganz unverhohlen zu erkennen.

Der Vorschlag fand zuerst allgemeinen Beifall; dann meinte einer, seine Uhr ziehend: „Es ist ein Viertel sieben jetzt, ob die Dame schon empfängt?“

„Vollkommen gleichgültig, sie muß eben, und wenn wir

sie erst purren sollten. Ich weiß, wo sie wohnt, also los! Große Fahrt voraus!“ Das war mit Emphase heraufgebracht und warf zündend das letzte bißchen Mutlosigkeit über den Haufen. „Zur Müllerin hin!“ jauchzten wir, sogleich wieder übersprudelnd vor Laune, in überschubertischer Klangart, und machten uns flott auf den Weg; Zeit wollten wir keinesfalls verlieren. Die ersten, schon glühenden Sonnenstrahlen trafen uns, als wir dem oberen Ende der Ortschaft zuschritten; wir empfanden sie höchstens als Ermunterung. In zehn Minuten hatten wir das Häuschen, dessen oberes Stockwerk Fräulein M. bewohnte, erreicht und kletterten auf der engen Holzterrasse empor. Auf unser Klopfen wurde uns sogleich von einer kleinen Dame mit runzligem Gesicht und hellen Augen geöffnet; Fräulein M. war lange auf; sie pflegte, wie sie uns bald genau auseinandersetzte, die Morgenstunden eifrigst auszunutzen und nach Tropenweise zu arbeiten, d. h. mittags eine lange Pause zu machen.

Sie war erst natürlich äußerst überrascht, wir stellten uns aber sofort als Seekadetten vor, und ihre Freude kannte keine Grenzen, als sie unser Anliegen erfuhr. Nachdem sie sich längere Zeit recht von Herzen gefreut hatte — und ihr Wahlspruch war: wes das Herz voll ist, des soll der Mund überfließen — gelang es uns mit großer Energie und vielem Geschick, ihr das erste Wort darüber zu entlocken, ob sie uns überhaupt helfen könne; dann endlich nannte sie uns wohl ein Duzend Namen von Familien, die uns alle mit größter Freude unterstützen würden; zu denen allen könnten wir, so meinte sie im Brustton der Überzeugung, gehen, da würden wir sicher etwas finden u.

Wir sahen uns unruhig und ratlos an; schließlich faßte sich einer und legte ihr in der nüchternsten Weise noch einmal klar, wir brauchten eine bestimmte Adresse, wo wir auf ihre Empfehlung hingehen könnten, hätten sehr wenig Zeit u. Nun endlich nannte sie uns einen reichen Kaufmann, der freilich eine gute Stunde außerhalb der Stadt wohne, wo wir aber sicher bekommen würden, was wir suchten, und beschrieb uns den Weg dorthin.

Heiß dankend entfernten wir uns und schlugen munter den beschriebenen Weg ein. Gegen halb neun Uhr erreichten wir unser Ziel, einen mitten in weiten Zuckerrohrfeldern gelegenen Gutshof mit einem großen Garten. Bevor wir ans Thor kamen, mühten wir schon gierig, welchen Strauch man uns wohl geben würde. Aber wir kamen übel an.

„Der Herr ist nicht zu Hause!“ hieß es; der Verwalter schien uns mindestens für Bettler zu halten; schließlich, was waren wir anderes? Ja, wenn wir Uniform angehabt hätten! Aber in dem elenden Arbeitszeug sahen wir so wenig gentleman- oder midshipmanlike aus wie überhaupt nur möglich! In dem Anzuge konnten wir unmöglich als Repräsentanten der Seekadetten des deutschen Schulschiffs kommen!

Diese Gedanken entmutigten uns fast gänzlich; dennoch raffte sich einer von uns auf und sagte möglichst bescheiden: „Wir würden gern einen kleinen Baum für unser Weihnachtsfest an Bord des deutschen Kriegsschiffs holen.“

Nun fuhr er uns an: „Hier können Sie keinen Baum erhalten,“ . . . und es folgte ein Schwall von wenig lebenswürdigen Ausdrücken. Nun, da war ja nichts weiter zu machen. Wir konnten also diesem „Herrn“ gegenüber die Miene aufstecken, die ihm gebührte. Langsam und würdevoll drehten wir ab und verließen im Freizeittempo den Hof, ohne die Schimpfworte u. zu beachten, die jener uns nachsandte, oder uns darum zu kümmern, daß er hinlief, den Hund loszumachen. Der hätte uns nur kommen sollen!

Er kam — leider — nicht. Draußen verlor sich die Würde bald, und unser ärgerliches, niedergeschlagenes Gemüt machte sich mächtig Luft. Unter diesen Umständen fiel es uns denn natürlich auch ein, daß wir den ganzen Morgen noch nicht einen Bissen genossen hatten, und kaum hatte das einer ausgesprochen, als jeder seinen Magen vernehmlich knurren hörte und brennenden Durst verspürte. Was half es alles? In der Stadt bekam man ohne Geld sicher nichts, und außer-

*) ging rückwärts. **) war nicht leet.

dem war sie noch eine Stunde entfernt. Aber jetzt mit leeren Händen an Bord zu fahren, war natürlich erst recht nicht möglich, wir mußten es noch einmal versuchen; also erst mal ohne viele Umschweife hinter das erste Zuckerfeld, dort längsgelegt in den Schatten und die süßen, nahrhaften Stengel ausgefogen, bis wir genug hatten.

Aber der Gedanke, daß wir absolut keine Zeit und bisher nur Mißerfolge zu verzeichnen hatten, brachte uns bald wieder auf die Beine, und wir schritten zunächst rüstig aus. Die Hitze auf der weißgelben Landstraße, die nur hier und da den schwarzen Schattenfleck eines kümmerlichen Bäumchens zeigte, wurde nun aber drückend, und die natürliche Folge des genossenen Zuckerjastes war ein trockener, harter Brand in der Kehle. Wir schlichen zuletzt nur noch, aber keiner sagte eine Silbe von Schlappheit. Denn wir schämten uns vor einander, wo es eine Weihnachtsüberraschung für die Kameraden galt, müde zu werden. Und gerade aus diesem Schweigen der beiden anderen schöpfte jeder immer wieder frische Kraft für sich selbst; ja, einer hatte wohl gar noch etwas Überschuß, denn aus einer trockenen, heiseren Kehle klang zu unserem gleichmäßigen Marschtritt plötzlich die Weise des alten Landsknechtliedes: „Das Käuzlein laß ich trauern...“

Was nun beginnen? — Ja, das fragten wir uns noch immer, als wir plötzlich wieder vor Fräulein M.'s Hause standen. Das war ja die letzte Rettung, also nur hinauf! — Sie war natürlich lange Minuten ununterbrechlich empört, erbittert, voll Mitleids. Was half uns das jetzt? Ein Glas Wasser wäre uns entschieden lieber gewesen. Aber wir wagten nicht, darum zu bitten; und sie sah natürlich vor lauter Mitleid unsere zerfloffenen, erhitzten, lechzenden Mienen nicht. — Endlich, endlich sagte sie dann: „Ja, nun gehen Sie einmal hier die Straße hinauf bis an die erste Quersstraße, an der Ecke wohnt in der kleinen Villa mit dem Garten ein pensionierter englischer Offizier mit seiner Tochter, da bekommen Sie auf jeden Fall, was Sie wünschen.“ Wir fragten nicht mehr, warum sie das nicht gleich gesagt, wir stürmten, freilich nicht gerade mit sehr angenehm berührten Gemütern, nach kurzem Dank die Treppe hinunter.

In zwei Minuten hatten wir die betreffende Stelle erreicht: ein weißes, viereckiges Häuschen in tiefem Grün, überragt an allen Seiten von Palmen und Platanen, umgeben von einem recht ansehnlichen Garten, in dem sich hauptsächlich Rasenplätze und Sträucher befanden. Das ganze Anwesen machte einen sehr sauberen und freundlichen Eindruck, und so wuchs uns denn wieder der Mut, und wir klingelten.

Eine in weiße Kleider von modernem Schnitt gekleidete, hübsche junge Dame, offenbar die Tochter des Offiziers, öffnete uns. Ihr reizendes Gesicht — wenigstens kam es uns reizend vor, wozu ja allerdings bei jungen Seelenten, die monatelang kein gebildetes weibliches Wesen gesehen haben, nicht allzu viel gehört — nahm, als sie uns erblickte, einen freundlich fragenden Ausdruck an, der noch erstaunter wurde, als wir uns zuerst alle an die Mütze faßten und unsere Namen murmelten — sie war wohl eine andere Art der Vorstellung gewöhnt. Als aber einer von uns, stotternd zuerst, anhub, unser Anliegen in der artigsten Weise vorzubringen, hatte sie bald verstanden, was wir wollten, und lächelte ihm ermunternd zu. Sogleich versicherte sie uns ihrer Unterstützung und ging mit uns in den Garten, um den Strauch auszufuchen. Sehr bald waren wir einig. Denn sie führte uns nach kurzem Suchen zu einem prächtig gewachsenen, mittelgroßen Strauch, sicher dem schönsten Weihnachtsbaum, der für unsere Zwecke in jener Gegend aufzufinden war. Miß Ethel rief dem Gärtner, und wir halfen unseren Schatz frohen und dankbaren Sinnes ausheben.

Während der Zeit hatte sich die junge Dame mit einem kleinen Negerboy entfernt, und wir konnten schnell beraten, wie wir uns ihr dankbar erzeigen wollten. Als wir den Strauch aus der Erde hatten, folgten wir ihr. Sie stand unter einem mächtigen Palmbaum und schien Befehle nach

oben zu erteilen. Und schon sahen wir den kleinen Burschen hoch oben in der Palme sitzen und mit einem scharfen Messer, das die Größe und Gestalt eines kurzen Römerschwerts hatte, ein paar mächtige Palmwedel herunter schlagen, daß sie wie große Vögel krachend und knisternd zur Erde fielen. Diese überwies uns die freundliche junge Dame auch noch, und nun trat mein Kamerad, der sich inzwischen präpariert hatte, auf sie zu und hielt ihr eine tadellose Rede, in der er ihr im Namen aller Kameraden an Bord den innigsten Dank für ihre Freundlichkeit sagte. Er schloß damit, daß wir sie bäten, am ersten Weihnachtsfeiertag zu uns in die Messe zu kommen und sich die Ausschmückung anzusehen. Miß Ethel war augenscheinlich sehr überrascht; sie hatte uns für Matrosen gehalten und sich kaum auf eine längere Dankesrede gefaßt gemacht. Sie bedankte sich für die Einladung, versprach zu kommen und lud uns gleich noch in ihr Haus ein zu Limonade und Plumpudding. Die Vernehmung, anzunehmen, war riesengroß. Aber jetzt mußten wir unbedingt schleunigst an Bord, konnten es auch selbst nicht mehr erwarten, die freudig überraschten Gesichter der Kameraden zu sehen.

So bedankten wir uns nochmals und schleiften dann, was wir irgend fortbringen konnten, zum Hafen. Das war ja nicht so ganz leicht und kostete manchen Tropfen Schweiß. Aber darauf achteten wir nun nicht mehr. Was die Tropensonne noch in uns an Fähigkeit zu denken übergelassen hatte, was Durst und Hunger nicht gänzlich vertrieben hatten, das drängte sich auf diesem Wege, wo wir keine Silbe mit einander sprachen, in dem freundigen Gedanken zusammen, daß wir nun doch den Kameraden eine famose Weihnachtsüberraschung machen konnten. Und der Gedanke an die Mühe, die diese uns bereitet hatte, stimmte uns um so freudiger und half einer rechten Weihnachtsstimmung sich allmählich bahnbrechen; in dem summanden Ohr klang mir ein altes Weihnachtslied:

„Das hat er alles uns gethan,
Sein' groß' Lieb' zu zeigen an;
Des freu' sich alle Christenheit,
Und dank' ihm des in Ewigkeit,
Hallelujah!“

Um zwölf Uhr langten wir mit unseren Schätzen in einem gemieteten Negerboote an Bord an und wurden wirklich jubelnd von den Kameraden begrüßt, die sogleich Feuer und Flamme für die Ausschmückung der Messe waren; das war gut, denn wir drei waren nun gehörig schlapp. Aber bevor wir etwas genießen durften, erst klopfenden Herzens beim Seekadettenoffizier an Bord gemeldet! Wie würde man die eigentlich wenig zu rechtfertigende Entfernung auffassen? Nun, mittlerweile schien auch hier die Feststimmung gedrungen zu sein. Kein Wort des Tadels! Im Gegenteil, er hatte die mitgebrachten Schätze bereits gesehen, beglückwünschte uns und musterte uns dann lächelnd: „Lassen Sie sich zu essen geben und schlafen Sie dann etwas!“ — Na, das thaten wir denn. Im kühlen Waschraum lagen wir jeder in einer gestrickten Hängematte, in der wir einen Mittagsschlaf mit den herrlichsten Träumen aus der Heimat, von wundervollen Weihnachtsbäumen und -stuben und lieben Gesichtern dabei, hielten.

Um fünf Uhr war dann die gemeinsame Weihnachtsfeier an Oberdeck. Ein Buch voll könnte man über sie schreiben. Ich will nur sagen, daß diese Weihnachtsfeier trotz allem, was da fehlte und herbeigesehnt wurde, viel eindrucksvoller, packender und großartiger war, als die schönste Christvesper daheim. Den alten Seemann hätte ich sehen mögen, dem nicht bei den Worten unseres Pfarrers die Augen feucht geworden wären, und hätte er ein Herz aus eitel Holzkohlenteer und Kabelgarn gehabt. Und eine solche erste Weihnachtsfeier im Auslande vergißt man zeitlebens nicht wieder, weil man da elementar und ungestört von Außerlichkeiten und Aufregung fühlt, was einem zu Weihnachten immer wieder geschenkt wird.

Familiäntisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

Dem Riviereischen Bilde auf Seite 11 liegt ein origineller Gedanke zu Grunde. Der Hofnarr des Herzogs, der in Ausübung seines lustigen Amtes stets zu allerhand Scherzen und nichtsnutzigen Tollheiten aufgelegt ist, neckt die Sauriden im Hundezwinger seines jagdfrohen Gebieters und reizt sie durch seine bizarrere Erscheinung von dem sicheren Platze aus. Durch hegende Zurufe bringt er sie in helle Wut und zu einer gewaltigen Balgerei. Heulend, bellend und zähnefletschend toben die gefährlichen Bestien in wildem Knäuel an dem alten Gemäuer herum und zeigen die furchtbaren Gebisse dem bunten, hohnlachenden Gesellen, der seinen Spaß hat an ihrer ohnmächtig geifernden Wut. Die Rücken sind übrigens vortrefflich gemalt. Sie erinnern an die Hunde Sir Edwin Landseers, des großen englischen Tiermalers.

Auf dem hübschen Bilde von Th. Kleehaas vergnügen sich inmitten einer tiefverschneiten Gebirgswinterlandschaft junge Leute mit dem Spiele des Eischiebens, das man fast überall auf dem Lande, wo der Winter Ströme, Bäche und Teiche gefrieren macht, mit fröhlichem Eifer spielt. Das Wurfgerät, das oben mit stielartigem Handgriff versehen ist und sich nach unten verbreitert, wird über eine Eisfläche möglichst weit geschleudert oder wie eine Kegelfugel geworfen. Wer am weitesten „schießt“, ist der Sieger. Der Burche auf unserem Bilde mißt eben ab, wer jenseits der glückliche Werfer gewesen ist.

Auf Seite 19 sehen wir das Bildnis einer schönen Frau, das nach einem Gemälde Max Koners reproduziert ist. Das Blatt ist der Monographie über diesen leider viel zu früh aus dem Leben geschiedenen, genialen Maler entnommen, die den früheren Direktor der Berliner Nationalgalerie, Max Jordan, zum Verfasser hat und im Verlage von Behagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig in der Reihe der bekannten Künstler-Monographien erschienen ist.

Bei dem wilden Reitergefecht, das uns der polnische Maler Josef von Brandt im Bilde auf Seite 21 vorführt, denkt man an den Krieg zwischen Schweden und dem königreich Polen in der Mitte des XVII. Jahrhunderts. Dragoner des nordischen Königs Karls X. werden von einem Riket polnischer Reiter hart bedrängt und, wie es scheint, aus dem Dorf, in das sie eingebrungen sind, in scharfem Gefecht herausgehauen. Die altbewährte Meisterschaft des großen Künstlers in der Darstellung solcher stark bewegten Szenen zeigt sich auch hier in höchster Vollendung.

Ein Original-Porträt Gustav Adolfs.

Die künstlerischen Gedenkzeichen an den großen Schwedenkönig, die wir überkommen haben, sind fast ohne Ausnahme Werke des XVII. Jahrhunderts weder Künstler noch ein Kunstgewerbe; die Kunst- und Litteraturschätze, welche später die schwedischen Hochschulen und Adelsitze füllten, sind fast ohne Ausnahme während des dreißigjährigen Krieges aus Deutschland weggeschleppt worden.

Die protestantischen Reichsstände erblickten in Gustav Adolph ihren Erretter, sie feierten in ihm den Mann der That, und sein Tod wurde denn auch in allen evangelischen Gegenden des ganzen Deutschen Reiches beklagt,

ja man kann wohl sagen aufs tiefste betrauert, und sein Andenken wurde in zahllosen Münzen und Medaillen gefeiert; Künstler und Kunsthandwerker wetteiferten, sein Bildnis in Kupfer und Bronze zu treiben, es an Silbergeschirr anzubringen, durch Schnitt und Stich zu verbreiten. — Solchem Bestreben verbannt auch das vorliegende im Todesjahre Gustav Adolfs geschaffene Porträt seine Entstehung. Es ist gleich wichtig als Bildnis aus der Zeit und als künstlerische Lederarbeit. Ueberaus fein und sicher in der Zeichnung, zeugt es von einer wunderbaren Beherrschung der Ledertechnik, denn es ist nicht nur über eine Form gepreßt, auch nicht geprägt, sondern vollständig frei mit der Hand gearbeitet, und nicht leicht dürfte in unseren Museen ein zweites Stück deutscher Lederarbeit aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts gefunden werden, welches das vorliegende an Feinheit und Sicherheit der Technik überträte. — In üppiger Re-

Kopf ist in Farben ausgeführt, und zwar nicht in Öl gemalt, sondern in einer ungewöhnlichen Alzmalerei, welche man jetzt erst anfängt wieder zu erfunden. Die Porträtähnlichkeit ist unerkennbar, wenn auch die Züge des Königs, wie auf fast allen Bildern Gustav Adolfs, namentlich aber auf dem Gemälde von Anton van Dyck in der alten Pinakothek zu München, etwas idealisiert erscheinen. Von den deutschen Stichen dürfte das große Blatt von Luc. Kilian der Wirklichkeit am nächsten kommen. Vorzügliche Stücke aber gibt es besonders unter den zahlreichen von deutschen Meistern gefertigten Porträtmedaillen. Wir werden auf diese höchst interessanten und geschichtlich wichtigen Meisterleistungen deutscher Medaillenkunst gelegentlich ausführlicher zu sprechen kommen. —

Das vorliegende Kunstwerk in Leder wurde vor einigen Jahren von einem kleinen Händler in Kiel entdeckt, gelangte zunächst in den Besitz des bekannten Gustav Adolph-Sammlers Dr. Schulze, wechselte nach der Auflösung von dessen Sammlung einigemal den Besitzer und zählt jetzt zu den Beständen des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg. M. Krimis.

Notizen.

Für Insektenjammler. Entomologen, die ihre Falter selbst spannen, machen wir auf die neueste Preisliste Nr. XI von H. Fuchstorfer, Berlin N.W., Turmstr. 37, aufmerksam, welche „Exotische und paläarktische Lütenfalter“ zu sehr billig gestellten Preisen enthält. — Ernst Behne, Leipzig, Hospitalstraße 2 I, gibt augenblicklich sehr billig lose exotische, genau bestimmte Coleopteren ab und verwendet lebende Puppen und Eier europäischer und exotischer Schmetterlinge.

Der Senf-Katalog für 1901 ist erschienen, d. h. der größte und ziemlich allgemein als Basis bei Kaufgeschäften angenommene, in allen Neuheiten bis August 1901 fortgeführte illustrierte Postwertzeichen-Katalog. Ein Vergleich mit der Ausgabe vom vorigen Jahre lehrt die erfreuliche Thatsache, daß der Rückgang in der Preisbewertung der Postwertzeichen seinen Höchstpunkt überschritten hat und eine langsame Erholung, namentlich auf dem Gebiete kleinerer Seltenheiten, deutlich bemerkbar ist. Der Katalog von 1900 hatte, der Marktlage angemessen, im allgemeinen erheblich niedriger gestellte Nettopreise gebracht. Das neue Verzeichnis enthält neben wenigen Preiserhöhungen einige tausend Preiserhöhungen, vor allem in Mittelmark. Besonders sorgfältig sind die deutschen Kolonialmarken und Sibirien, augenblicklich besonders beliebte Spezialitäten, behandelt. — Der Preis des Kataloges ist infolge der gestiegenen Papierpreise und Arbeitslöhne ein wenig höher geworden, der Teil „Marken“ kostet 3 Mk., die „Ganzsachen“ 1 Mk., — kein größerer Sammler kann aber die Anschaffung umgehen. Kleineren Sammlern, die ohne Rücksicht auf Apen-, Wasserzeichen- und Zähnungsarten sammeln, wird die im Frühjahr erschienene kleine Ausgabe des 1900er Senf-Kataloges für 1 Mk. voll genügen.

Gefälschtes Geld. In seinen Denkmünzangelegenheiten erzählt der Baron Eugen v. Vitrolles folgendes: „Der Baron v. Montier hatte im Kronschatz Napoleons I. eine Rüte aufgenommen, die er mir brachte. Es war ein Verzeichnis der im Schatz befindlichen Beträge von falschen ausländischen Dukaten, preussischen Friedrichsdors u. mit Angabe ihres Nenn- und ihres wirklichen Wertes, zwischen denen ein großer Abstand war. Man unterbreitete mir die Einzelheiten dieser schändlichen Geldmacherei: Scheine der Wiener Bank, preussische Staatsnoten, russische Papierrubel, — alle falsch. Mit diesen überkommene man in den Feldjahren die Länder, soweit sie von den französischen Heeren besetzt wurden. Man wußte im Kronschatzamt, wie und wo die falschen Wertpapiere hergestellt worden waren. Polizeibeamte waren damit beauftragt, dem falschen Papiergelde das Aussehen der schon länger im Umlauf gewesenen zu geben. Hierzu lieferte man ihnen Handschuhe, und sie rieben nach und nach beide Seiten jedes Scheines mit dem fetten Staube, der beim Striegeln der Pferde gewonnen wird. Dies benahm den Papieren völlig das Aussehen frischer Herstellung.“

Neue Künstler-Postkarten. Der Deutsche Photoverein hat eine „offizielle Postkarte“ herausgegeben, die ihrer künstlerischen Ausführung und des guten Zweckes halber sicher große Verbreitung finden wird. Das darauf in Farben und Gold hergestellte Abzeichen des Photovereins ist von Seiner Majestät dem Kaiser selbst gezeichnet. Die Karte ist bei Wolfram & Hauptmann in Nürnberg hergestellt.



In Leder getriebenes Porträt König Gustav Adolfs von Schweden. 31:38,7 cm.
Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg.

naisance-Umräumung steht das Brustbild des Königs in leichtem Rechtsprofil. Der Harnisch ist bedeckt von einem doppelten, reich gestickten Spigenkragen, die Ecken des Rahmens zeigen die drei Kronen Schwedens und den gotischen Löwen (ohne die drei Balken), rechts findet sich die Ahrengarbe, das Hauswappen der Wasa, links die Zeichen der Herrschaft, Szepter und Schwert, auf dem Schlüssel so vieler genommener Städte.

Aber des Königs Haupt schwebt die Krone, worin:

Ae(tatis) Suae — 37 — GUSTAVUS · ADOLPH ·
D(ei) · G(ratia) ·
· SVEC(orum) · GOTH(orum) WAND(alorum) ·
Q(ue) · REX ·
CUM · DEO · ET · VICTRICIBUS · ARMIS ·
· Servatus Cocus fecit Ao. 1632.

Unten aber liest man: RESTAURATOR LIBERTATIS GERMANICAE und in der Kartusche FERUNT — SOMMOS — PRESSA TOLLITUR. (Die Mächtigen werden erschlagen, das Unterdrückte wird erhöht.) —

Die ganze Fläche ist vergolddet, nur der

Haus-Musik.

Anna von Mildeburg.

Vor einigen Jahren erschien eine junge Dame aus der Hamburger Opernbühne, inmitten eines glänzenden Ensembles, das einzig in seiner Art dastand: sie war schurztrachs vom Konservatorium in Wien gekommen, sie hatte den Sprung auf die Bretter gewagt und mit der Wucht ihrer Stimme, mit der Energie ihres dramatisch-musikalischen Ausdrucks wenn nicht sofort Bewunderung, so doch Aufsehen selbst dort erregte, wo man die kolossale Stimme einer Klafsky, einer Schumann-Heink zu hören gewohnt war. Dieses junge Mädchen war Anna von Mildeburg, kaum flügel als Darstellerin, in ihren ersten dramatischen Versuchen noch ein wenig unbeholfen und linksich, nahm die junge Sängerin in ihrer künstlerischen Entwicklung einen Anlauf, der sie in schnellstem Tempo aus dem Anfängertum auf die Höhe einer imposanten Künstlerschaft führte. Von Rolle zu Rolle konnte man das geistige Wachstum, den Fortschritt dieses großen Talentes spüren. Es waren zunächst freilich einzig und allein die natürliche Begabung, die natürlichen Mittel, auf die sich die dramatischen Wirkungen ihrer künstlerischen Thätigkeit gründeten, vor allem eine prachtvolle Stimme von großem Volumen, stählernem Klang und düsterer Pracht, die bis in die hohe Sopranlage hinaufstieg und dort in Glanz und Schönheit wie gebadet schien. Ein berausches Organ von seltener Fülle und Spannkraft, wie geschaffen „Heldensang zu tönen“. Und heldische Frauen waren es auch, in deren Darstellung die junge Sängerin ihre ersten Vorbeeren pflückte. Ihre Drtrud war ein glänzender Anfang; ihr Fidelio, ihre Brünnhilde Talentproben, eine größer als die andere, Ueberraschung auf Ueberraschung. Fräulein von Mildeburg gehört nicht zu den Künstlerinnen, die in einer einseitig virtuoson Darstellung ihr Bestes und Höchstes bieten; sie verzichtet sogar im Spiel auf das Unterstreichen des Nebensächlichen, auf das Herausarbeiten der Nebenlinien und der feinen Striche. Ihr genügen die markanten Hauptzüge, um auf ihnen wie auf einem Grundriß ihre musikalische Charakteristik aufzubauen; sie redet immer zuerst durch den Ton, durch die Musik, durch ihren Gesang, den sie zu wandeln, zu schattieren, zu feigern und der stärksten und zartesten Ausdrucksaccents fähig zu machen versteht. So ward sie eine dramatische Sängerin in des Wortes schönster Bedeutung. Leider war es den Hamburger Opernfreunden nicht beschieden, sich längere Zeit hindurch des Besitzes der bedeutenden Künstlerin zu erfreuen; denn Gustav Mahler, der während seiner unvergeßenen Wirksamkeit als Dirigent der Hamburger Oper um die künstlerische Förderung des Fräulein von Mildeburg große Verdienste

sich erworben, rief die Künstlerin, nachdem er Direktor der Hofoper in Wien geworden war, in ihre Heimat, nach Wien, zurück, wo sich ihr ein glänzender Wirkungskreis erschloß.

Vipinski, ein Rivale Paganinis.

Als Paganini einst gefragt wurde, wer der erste lebende Geigenvirtuose wäre, antwortete er: „Wer der erste ist, weiß ich nicht, der zweite aber ist jedenfalls Vipinski.“ Dieser geniale Pole war sein Rivale und rang mit ihm um den höchsten Ruhm. Karl Josef Vipinski war einer der bedeutendsten klassischen Geiger im Zeitalter Epohs. Aber er stand diesem großen Meister in der Art seines Spiels unabhängig gegenüber. Er war am 4. November 1790 in Radzyn in Polen geboren, seine Begabung erbte er von seinem Vater, der ohne Ausbildung die Violine spielte und seinem Söhnchen die ersten musikalischen Unterweisungen

aber mußte die Nachricht zu verbreiten, er wäre bereits abgereist und eilte dann nach Biacenza, wo Paganini ein Konzert angekündigt hatte. Unerkannt fand er unter den Zuhörern, doch ein meisterhaft gespieltes Adagio riß ihn derartig hin, daß er laut Beifall klatschte. Seinen Nachbarn, denen die schwindelnd schnellen Allegrosätze mehr imponierten, fiel der Enthusiasmus des Fremden bei dem ruhigen, ernstlichen Stück auf; sie sprachen mit ihm: erfuhren, er wäre auch Geiger und nur nach Italien gekommen, um Paganini zu hören, und führten ihn nun diesem zu. Paganini ließ nicht merken, daß er innerlich ergrimmt war und empfing darauf täglich die Besuche Vipinskis. Sie musizierten mit einander und spielten im April 1818 zweimal öffentlich mehrere Duos zum allgemeinen Entzücken. Paganini forderte den Polen auf, mit ihm gemeinsam in ganz Italien zu konzertieren, im Stillen hoffte er, dabei die Balme davon zu tragen, aber Vipinski zog es nach seiner Heimat. Auf der Rückreise besuchte der ftreblame Künstler in Triest einen ehemaligen Schüler Tartini, um sich über dessen Spielweise unterrichten zu lassen. Reich an Erfahrungen sah er Polen wieder und wurde aller Orten gefeiert. Später bereiste er England, Frankreich und Rußland und erwarb sich durch sein reifes Spiel einen hochgeachteten Namen. Im Jahre 1829 traf er abermals mit seinem Rivale Paganini zusammen. Es war in Warchau. Paganini, der den Ruf Vipinskis wohl kannte, er suchte diesen, erst nach ihm seine Konzerte zu geben. Er hoffte, der Rücktritt des polnischen Geigers werde dessen Ruf herabsetzen. Vipinski that ihm aber nicht den Gefallen, und als der Italiener ihm nun voll Born sagen ließ, er müsse sich ihm, dem unbesiegbaren Achilles der Geiger fügen, sonst würde es ihm schaden, antwortete er ruhig, der griechische Held sei an der Ferse verwundbar gewesen, daher würde er sich vor einem Kampfe mit ihm nicht scheuen. Paganini raste vor Born, er konnte es aber doch nicht verhindern, daß Vipinskis Konzerte immer den seinen folgten, und daß das Publikum nicht minder von dessen Vorträgen, als von den seinen entzückt war. Es bildeten sich zwei Parteien: die eine schwärmte für den Maestro, der mit dem Teufel im Bunde stehen sollte, die andere für Vipinski. Nebensfalls aber wurden beide Künstler stets mit Beifall überschüttet. Vipinski trat noch mehrfach Kunstreisen an, die ihn durch ganz Europa führten; im Jahre 1839 nahm er die Stelle eines ersten Konzertmeisters der Hofkapelle in Dresden an. Hier wirkte er zwanzig Jahre und erwarb sich besondere Verdienste um die Hebung des Streichquartetts. Von seinen Kompositionen wurde sein „Militärkonzert“ am häufigsten gespielt. Im Jahre 1861 nahm er seinen Abschied und begab sich mit seiner Familie auf sein Gut Urow bei Lemberg, wo er begabte, aber mittellose Künstler unterrichtete. Er starb am 16. Dezember 1861; sein Rivale Paganini war ihm lange vorangegangen. E. S.



Fräulein von Mildeburg als Drtrud.
Nach einer Aufnahme von Székely in Wien.

gab. Im ersten Lebensjahre erwählte Karl das Cello zu seinem Instrument und brachte es auf diesem Instrument, ohne je Unterricht gehabt zu haben, zu einer großen Fertigkeit. Dann griff er wieder zur Geige. Seiner Uebung in Violoncellspiel verbandte er seinen vollen, energischen Ton; neben diesem entzückte seine feurige, leidenschaftliche Vortragweise, der oft dämonische Ausdruck seines Spiels. Er konzertierte als Geiger und Violoncellist und wurde im Jahre 1810 als erster Violonist am Bamberger Theater angestellt. Schon zwei Jahre später ward der junge Mann Kapellmeister dieser Bühne. Trotz aller Schwierigkeiten setzte er Aufführungen deutscher, französischer und italienischer Opern durch, nebenbei komponierte er Operetten, Overturen, Capricen und Polonaisen.

Im Jahre 1814 legte er seinen Posten nieder, um sich allein seiner Kunst zu widmen. Mit Bewunderung hörte er Epohr in Wien, und 1817 reiste er nach Italien, um Paganini, dessen Name die Welt durchklang, kennen zu lernen. Doch der italienische Zauberer spielte nicht dem polnischen Geiger, von dessen Konzertsolgen man ihm erzählte, aus. Vermuthlich fürchtete er, Vipinski könnte ihm seine eigenartigen Griffe ablernen. Dieser

65 heitere und ernste Vieder mit Pianofortebegleitung komponiert oder nach den schönsten und wertvollsten Volksmelodien bearbeitet von Gaben-Hoffmann, op. 60. Preis 3 Mk. (Hannover, Lehne & Co.)

Des Mägdeleins Liedern. 80 beliebte und bewährte Vieder mit Pianofortebegleitung gesammelt und für angehende Sängerinnen eingerichtet von Gaben-Hoffmann. 2 Bände à 2 Mk., zusammen 3 Mk. (Hannover, Lehne & Co.)

Christkindchen. Ein Weihnachtslied für eine oder zwei Stimmen mit Begleitung von Pianoforte (Harmontium, Orgel oder Harfe). Text und Musik von Margarete Müller. Preis 1 Mk. (Carl Giesfel jun., Bayreuth.)

Weihnachtslied von Peter Cornelius. Unter Zugrundelegung einer alten Weihnachtsmelodie für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte (Harmontium, Orgel) komponiert von Hermann Zumppe. Preis 1 Mk. (Gehr. Hug & Co., Weibzig.)

Weihnachtsmärchen. Gedicht von Otto Thalman. Für zwei- und dreistimmigen Frauen- oder Schulfhor a capella oder mit Klavier(Harmontium)-begleit-

Kleiner Anzeiger.

Neue, empfehlenswerte Sammlungen und Lieder.

Die singende Kinderwelt.

komponiert oder nach den schönsten und wertvollsten Volksmelodien bearbeitet von Gaben-Hoffmann, op. 60. Preis 3 Mk. (Hannover, Lehne & Co.)

Des Mägdeleins Liedern. 80 beliebte und bewährte Vieder mit Pianofortebegleitung gesammelt und für angehende Sängerinnen eingerichtet von Gaben-Hoffmann. 2 Bände à 2 Mk., zusammen 3 Mk. (Hannover, Lehne & Co.)

Christkindchen. Ein Weihnachtslied für eine oder zwei Stimmen mit Begleitung von Pianoforte (Harmontium, Orgel oder Harfe). Text und Musik von Margarete Müller. Preis 1 Mk. (Carl Giesfel jun., Bayreuth.)

Weihnachtslied von Peter Cornelius. Unter Zugrundelegung einer alten Weihnachtsmelodie für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte (Harmontium, Orgel) komponiert von Hermann Zumppe. Preis 1 Mk. (Gehr. Hug & Co., Weibzig.)

Weihnachtsmärchen. Gedicht von Otto Thalman. Für zwei- und dreistimmigen Frauen- oder Schulfhor a capella oder mit Klavier(Harmontium)-begleit-

tung komponiert von Fris Rude. Klavierauszug Preis 1 Mk.; jede Chorstimme 20 Pf. (Gebr. Hug & Co., Leipzig.)

Weihnachtsduett. Dichtung von C. Knapp, für zwei Frauenstimmen und Orgel komponiert von Richard Bartmus. op. 32. Preis 1 Mk. (Dessau, Buchhandlung des evangel. Vereinshauses.)

Vierzehn leicht ausführbare **Notetten** für gemischte Kirchenchöre, komponiert von Richard Bartmus. op. 23. Advent, Weihnacht, Epiphania, Fasten, Taufe und Konfirmation, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Erntedankfest, Reformation, Fasttag, Geburtstag des Landesherren, Totenfest. Preis 1 Mk. 10 Exemplare Preis 7,50 Mk. (Gebr. Hug & Co., Leipzig.)

Lorzing-Lieder. Band I: Lieder. Band II: Theatergesänge. Herausgegeben von Georg R. Kruse. (Berlin SW. 68, Tefflar-Verlag.) Eine sehr hübsche Gabe für Lorzingfreunde, mit einem guten Bild Lorzings und Familieneidergaben einzelner seiner Kompositionen geschmückt.

Der Rinderlieder von Engelbert Humperdinck. Mit Begleitung des Pianoforte. Preis 2,50 Mk. (Leipzig, Max Brodhhaus.)

Neue Weihnachtsmusik

aus dem Verlage der Gebr. Hug & Co. in Leipzig: (Für 1 Singstimme mit Pianoforte.)

Hans Löw: 7 Weihnachtslieder nach älteren Texten. Preis 2 Mk. 1. „O Heiland, reiß' den Himmel auf“, 2. „Erlinge Lied und werde Schall“, 3. „Im finstern Stall, o Wunder groß“, 4. „Uns ist gebor'n ein Kindelein“, 5. „Krippelein, o Weihnachtskrippelein“, 6. „O Kind, du wahrer Gottessohn“, 7. „Jesus ist uns geboren“. Der Komponist hat die alten poetischen Texte mit warmer Empfindung erfasst, seine Melodien sind durchweg schön erfunden, meist mit einem Zug altkirchlicher Vorbilder, ohne unnötigen zu werden, dabei sind sämtliche Lieder gut sanglich, ihrem Tonumfang nach (d—g, a) mehr für hohe Stimme passend. Die Begleitung, einfach gehalten, zum Teil obligat, kann, obgleich für Klavier gesetzt, leicht für Orgel brauchbar gemacht werden. Das Heft ist sehr zu empfehlen.

Weihnachtsalbum. 16 beliebte Weihnachts-, Advent- und Neujahrslieder. 1,50 Mk. Inhalt: 1. „Vom Himmel hoch“, 2. „Morgen, Kinder, wird's was geben“, 3. „Stille Nacht, heilige Nacht“, 4. „Es ist ein' Ros' entsprungen“, 5. „Ehre sei Gott in der Höhe“, 6. „Der Christbaum ist der schönste Baum“, 7. „Herbei, o ihr Gläubigen“, 8. „Du du fröhliche“, 9. „Zur Rinderlein kommt“, 10. „Weihnachtsklofen“, 11. „D Zaunenbaum“, 12. „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“, 13. „D Fest aller heiligen Feste“, 14. „Alle Jahre wieder“, 15. „Des Jahres letzte Stunde“, 16. „Mit der Freude zieht der Schmerz“ nach dem Mendelssohn'schen Männerchorliede. Bei sämtlichen Liedern ist der Umfang der Kinderstimmen berücksichtigt, die Begleitung sehr einfach, das Heft darum empfehlenswert.

(Für 3stimmigen Frauen- oder Kinderchor und Orgel [oder Pianoforte].)

Richard Bartmus: 2 Gefänge, Partitur je 1 Mk., St. à 15 Pf. I. Sopran solo „Du liebes Kind, o süßer Knabe“ — ein inniges Lied, zu welchem in der zweiten Hälfte der 2stimmige Chor mit dem bekannten Weihnachtsliede „Stille Nacht“ hinzutritt und das Stück zu echt weihnachtlicher Stimmung erhebt. II. Choralnotette. Diese beginnt mit einem 2stimmigen Motettenfuge über den Text: „Uns ist ein Kind geboren“, mit welchem in der zweiten Hälfte der Choral: „Vom Himmel hoch“ in der Oberstimme sehr wirksam durchgeführt wird. Beide Kirchenstücke sind leicht ausführbar und namentlich für kleine Kirchenchöre vorzüglich geeignet.

(Für Harmonium oder Pianoforte.)

Alexander Winterberger: Ein Weihnachtsspiel in drei Bildern. 1. „Zug der Hirten“, 2. „Anbetung“, 3. „Heimkehr“. Jede Ausgabe 1,50 Mk. Drei lebenswichtige Tonstücke, die zur Ausführung kaum mittlere Technik beanspruchen. Das Heft ist eine reizende Weihnachtsgabe, die allgemeine Beachtung verdient, auch beim Unterricht gut zu verwerten ist.

F. Schäffkowsky: „Die Jahreszeiten.“ 12 Charakterstücke für Pianoforte. 2 Mk. Die Stücke sollen die 12 Monate charakterisieren und sind betitelt: 1. „Im Ramin“, 2. „Karneval“, 3. „Lied der Lerche“, 4. „Schneegebirg“, 5. „Helle Nächte“, 6. „Baccarolla“, 7. „Lied des Schneiters“, 8. „Die Ernte“, 9. „Jagdlieb“, 10. „Herbstlied“, 11. „Troitafabrik“, 12. „Weihnachten“. Wer nach den Überschriften den Inhalt der Tonstücke bemessen will, dem werden die meisten sehr fremdbartig entgegenzutreten; wie z. B. Weihnachten durch einen „Walzer“ charakterisiert werden soll, mag vielleicht russisch sein, bleibt aber uns Deutschen unverständlich. Der Komponist frappt sehr durch eigenartige Melodien und häufig noch mehr durch ungewöhnliche, pikante Harmonie; es herrscht aber in allen Stücken ein frischer Zug, und da im allgemeinen die Rhythmen natürlich sind, die Ausführung nur gut mittlere Technik verlangt, sämtliche Stücke von Ad. Rutschardt sorgfältig mit Fingerring versehen sind, so bietet das Heft gute Gelegenheit, den angehenden russischen Komponisten in seiner Eigenart kennen zu lernen. Die Ausstattung sämtlicher Hefte ist sehr schön.

Aus dem Tonleben.

Von Beethovens Augen erzählt der Breslauer Augenarzt Professor Dr. Hermann Cohn (in der „Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges“) zum Teil auf Grund von Mitteilungen des Geheimrats Dr. Deiters in Koblenz: Daß Beethoven kurzsichtig gewesen ist, steht fest. Für gewöhnlich aber trug er jedenfalls keine Brille. Die vielen Schilderungen über den leuchtenden Glanz, den lebhaftesten Ausdruck seiner Augen (wovon sich Besucher ergehen, die ihre Erlebnisse niederge-

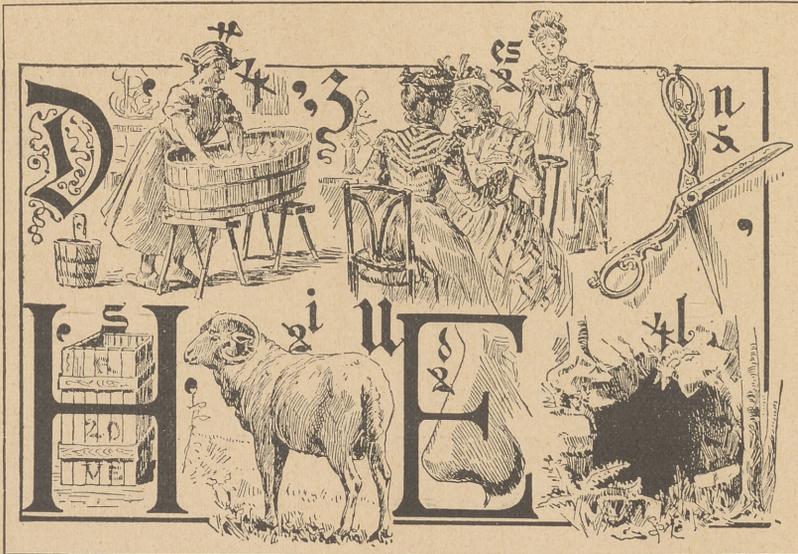
schrieben haben) scheinen doch auszuschließen, daß er im gewöhnlichen Leben je eine Brille getragen hätte; auch ist er ja nie mit einer solchen abgebildet worden. Dagegen ist aus dem Vorhandensein von drei Brillen in seinem Nachlasse darauf zu schließen, daß er (wenigstens in seinen späteren Jahren) beim Arbeiten, beim Niederschreiben seiner Kompositionen sich einer Brille bediente. Merkwürdig bleibt es, daß weder Beethoven noch Goethes nachgelassene Augenärzte, obgleich sie jedermann sehen kann, bisher von Augenärzten gerufen worden sind. Goethe benutzte Vornetten mit Kontakgläsern. Für Beethovens Myopie spricht auch die äußerst starke Notenschrift des Meisters, sowohl der Notenstriche als der Notenköpfe, wie sie die neben den Brillen im Beethovenhause ausgelegte Originalhandschrift der Mondsteinmonate zeigt. Es steht fest, daß Beethoven kurzichtig war und daß er zwei Kontakbrillen und ein konvexes Monocle gebrauchte. Wie stark die Kurzichtigkeit Beethovens in Wirklichkeit gewesen, wird sich kaum je mit Sicherheit bestimmen lassen, da ja die gewöhnlich Kontakgläser meist oder häufig schwächer als der wirkliche Grad der Myopie sind. Sicher ist nur, daß Beethoven eine mittlere Kurzichtigkeit gehabt hat. Interessant ist noch ein Brief Beethovens aus Hezenhof vom 2. August 1823, also zwei Jahre vor seinem Tode (Nr. 356 des Katalogs), in dem er schreibt: „Allein übermäßige Beschäftigung und dabei dritthalb Monate Augenweh, welches noch nicht ganz geheilt, verhinderte mich“ etc. Der unvergleichliche Meister hatte also in seinen letzten Jahren nicht nur, wie bekannt, am Gehör, sondern auch am Auge zu leiden. Der 14jährige Grillparzer hatte den schon damals (1805) in weiteren Kreisen anerkannten Komponisten bei Gelegenheit einer Abendunterhaltung im Hause Sonnenleiner zu Gesicht bekommen. Er schilderte nachträglich Beethovens Erscheinung wie folgt: „B. war damals noch mager, schwarz und zwar gegen seine spätere Gewohnheit höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hilfsmittel eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente.“ Hierzu schreibt Trimmel in einer Note: „Ich bemerkte hierzu, daß Beethoven zum mindesten bis 1817 zeitweise Brillen trug.“ Was die Farbe der Augen Beethovens anlangt, so war sie, wie auch aus den Gemälden von Mähler 1804 und von Etieher 1819 hervorgeht, braun.

Redaktionspost.

Dr. J. A. in F. Wie die Leipziger Signale mitteilen, bezog Bellini, um nur seine Hauptwerke zu nennen, für seine „Biraten“ 4750 Mk., für die „Straniera“ 9500, „Capuletti und Montecchi“ 17100, „Die Nachtwandlerin“ 19000, „Norma“ 28500, die ganz verschollene Beatrice di Tenda“ gar 28970, für die „Burlaneri“ dagegen nur 2100 Mk. Honorar: also sehr bedeutende Einnahmen, gegen welche die kläglichen Summen, die Vorging mit seinen Werken verdiente, beschämend abstecken.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Arithmetische Aufgabe.

Der 100 jährige Geburtstag eines beliebten deutschen Komponisten läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen: Die Summe der 57 fachen Datumszahl und der 59 fachen Monatszahl ist gleich der Jahreszahl. Der Unterschied der 97 fachen Datumszahl und der 33 fachen Monatszahl ist ebenfalls gleich der Jahreszahl. Welchen 100 jähriger Geburtstag ist gemeint?

3. Homonym.

Der Arzt wird es dem Kranken bieten Zum Heile, aus verschied'nen Stoffen; Und dabei will er's grad' verhüten, Auf Leben und Gesundheit hoffen.

Hier wirst Du's eifrig suchen müssen, Vielleicht hast Du's auch schnell gefunden, Und möchtest doch es fern Dir wissen, Wie allen, die Dir nah' verbunden.

M. S. A., Cassel.

4. Rätsel.

Herr Klaus war zum Konzerte in der Stadt, Wo ihn ein holder Klang gefesselt hat. Bis zur Begeisterung war er entflammt, Weißt Du vom holden Klang, woher er stammt?

(Das Herz des Wortes setze nun ans Ende!) Hierauf Klaus in den Wagen stieg behende, Die Pferde griffen aus, sie liefen wie der Wind; Ins Heimatdorf gelangten sie geschwind. Die Anstrengung hat keines doch erschlaft. Was schaffte wohl den Pferden diese Kraft?

Dr. F. B.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 9.

1. Magisches Kreuz.

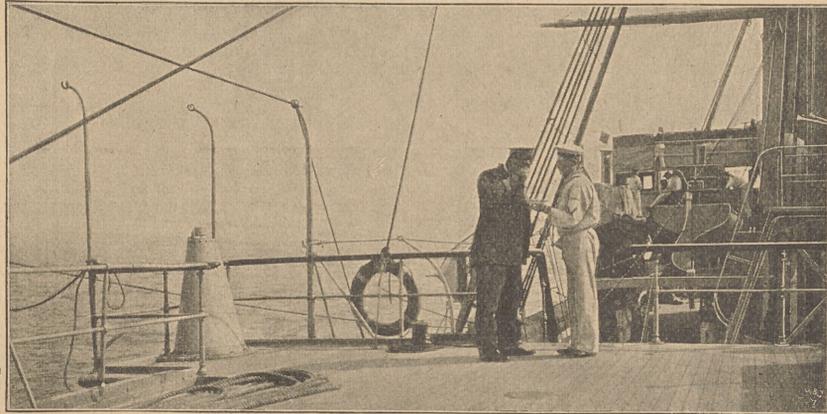
	W	B	F			
	a	e	l			
	l	n	o			
W	a	l	d	e	r	s
B	e	n	e	d	e	t
F	l	o	r	e	s	t
		s	t	t		
		e	t	a		
		e	i	n		

2. Wechselrätsel. Regan — Meran.

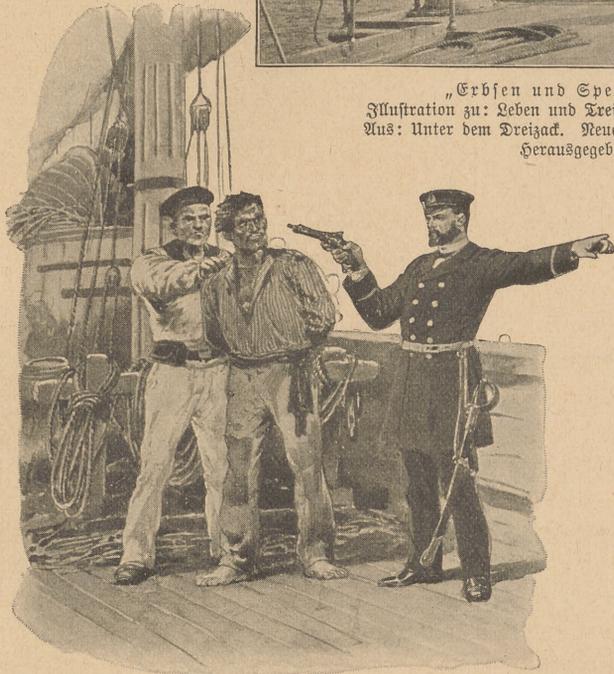
Unverzüglicher Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. — Überlegungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unbenutzter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Ch. S. Pantenius** und **Hanns von Jobeltz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Ch. S. Pantenius** in Berlin. Briefe nur: An die **Dahem-Redaktion** in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Singfügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die **Dahem-Expedition** (Behagen & Klasing) in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. — Verlag der **Dahem-Expedition** (Behagen & Klasing) in Leipzig. Druck von **Fischer & Wittig** in Leipzig.

Neue Jugendschriften. Verlag von Velhagen & Klasing.

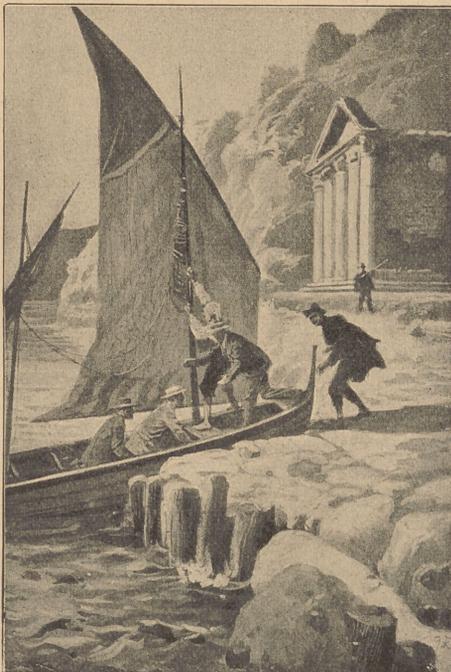
Gute Knabenbücher, lehrreich und amüsant, bildend und doch die Mußestunden unserer Jünglinge nicht mit Lernstoff überlastend, sind nicht zu häufig im Buchhandel. Unzweifelhaft sind unsere Gymnasiasten anspruchsvoll; ein gutes Stückchen Weltbildung und viel Drang nach mehr lebt heutzutage



„Erbsen und Speck, Herr Kapitänlieutenant!“
Illustration zu: *Leben und Treiben an Bord.* Von John Wilmers-Felsing.
Aus: *Unter dem Dreizeck.* Neues Marine- u. Kolonialbuch für Jung und Alt.
Herausgegeben von Julius Lohmeyer.



„Was bedeutet jenes Signal!“
Illustration zur Erzählung: *Eine Jagd auf Sklavensfahrer.* Von R. von Werner.
Aus: *Unter dem Dreizeck.* Neues Marine- u. Kolonialbuch für Jung und Alt.
Herausgegeben von Julius Lohmeyer.



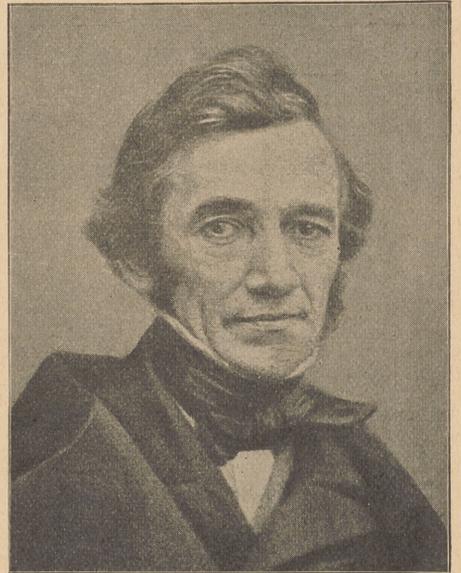
„Schon war Immanuel im Boot, als gleichzeitig die Entdeckung erfolgte...“
Einschalbild von Georg Koch.
Aus: *Im Wunderlande Italien.* Reisen und Studien deutscher Jünglinge. Von A. Harber.

Schon in dem jungen Volk; die alte Romantik der Abenteuerbücher ist verblaßt vor dem lebendigen Interesse am so reichen, vielgestaltigen Leben der Gegenwart. Sie wissen viel, die jungen Herren, und möchten alles

wissen! Geschmackvoll dargereichtes Wissen ist es, was ihnen diesmal zu Weihnachten in zwei prächtigen neuen Bänden und einem neu aufgelegten, schon allgemein beliebten, jetzt stark vermehrten, dargeboten wird. — Da ist zuerst ein starker, schier unerhöplich voller Band: „Im Wunderlande Italien“. Reisen und Studien deutscher Jünglinge. Von A. Harber. Mit einem Titelbilde, 8 Einschaltbildern und 214 Abbildungen. Kunstgeschichte und Sittengeschichte in das heitere Gewand einer

flott erzählten Wanderfahrt dreier ostpreussischer Jünglinge mit ihrem feingebildeten Reisebegleiter und Präceptor gekleidet. Der Verfasser ist gründlich zu Haus in den italienischen Städten und Museen, weiß in Vergangenheit und Gegenwart Bescheid und weiß auch, wie große Knaben und junge Herrlein erzählt haben wollen, mit viel Lust und Laune und guten Reiseepisoden und kleinem Erleben zwischen dem großen Genießen. Das Buch bereitet für ernstes Kunststudium gut vor. —

Allen Jungen- und Jünglingsinteressen voran geht jetzt freilich die See. Ein neues Marine- und Kolonialbuch für Jung und Alt, betitelt „Unter dem Dreizeck“, herausgegeben von Julius Lohmeyer, mit 8 bunten Beilagen, 200 Textabbildungen und Bignetten, klingt das nicht vielversprechend? Se. Majestät der Kaiser in Admiralsuniform steht auf Deck des Schiffs, — um Vergebung, auf der ersten Seite des reichen schönen Bandes. Es meint dasselbe. Joachim Graf von Pfeil, Heinrich Seidel, Julius



Ernst Rietschel.
Aus: *Dreizig Lebensbilder deutscher Männer aus neuerer Zeit.* Von Hanns von Zobeltitz.



Grabmal der Cecilia Metella mit Blick auf die Campagna.
Textbilder aus: *Im Wunderlande Italien.*
Reisen und Studien deutscher Jünglinge. Von A. Harber.

Daheim-Anzeiger.

(XXXVIII, Nr. 11. Ausgegeben am 14. Dezember, geschlossen am 4. Dezember 1901.)

Aufnahmegebühren: Die vierteljährliche Abonnements-Beile oder deren Raum 1 M. 25 Pf.; im Personal-Anzeiger: Unter-Abteilung, Benj. u. Angebotene 2 M. 80 Pf. (Eine Zeile enth. 11 Silben).

Gesuchte Stellen 60 Pf. (Eine Zeile enthält 11 Silben). Die Anträge für Anzeigen sind gefl. zu richten an die **Daheim-Expedition** (Abt. f. Inserate) in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2.

Briefkasten der Redaktion.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind mit dem Vermerk „Briefkasten“ zu versehen. **Direkte Auskünfte erteilen wir nicht** oder doch nur in den seltensten Fällen und zwar nur an Abonnenten und auch dann nur, wenn die nötigen Briefmarken beigelegt waren. Unverlangt eingeschickte Gedichte senden wir nur zurück, wenn wir die nötigen Briefmarken in der Sendung vorfinden.

P. A. S. in D. Der Bau der großen sibirischen Eisenbahn, ein Kulturwert ersten Ranges, wurde gerade vor 10 Jahren in Angriff genommen. Die Bahn ist heute von Nischelabinsk im Gouvernement Orenburg bis Sretzensk am Amur im Betriebe. Die Anzahl der während der 10 Jahre auf der Linie thätigen Beamten und Arbeiter belief sich auf mehr als 76000. 10 Mil-

lionen Kubit-Saichen Erde (1 Saichen = 2,13 Meter) sind durchstochen oder eingeebnet worden. 100 Millionen Kubit-Saichen Ziegel und bearbeitete Steine und 10^{1/2} Millionen Kub Cement (1 Kub = 16,4 kg) haben Verwendung gefunden. Die Gesamtlänge der erbauten Brücken beträgt 47 Werst (1 Werst = 1,07 km) und die der gelegten Wasserleitungen 200 Werst. Das eingegebnete Brückenmaterial wiegt 3^{1/2} Millionen Kub, während 20 Millionen Kub das Gewicht der verlegten Schienen darstellen. 70 000 Quadrat-Saichen Land sind mit Gebäuden bedeckt, und um die 70 Millionen Schwelen zu erhalten, mußte man 40 000 Dehjätine Wald niederzuschlagen (1 Dehjätine = 1,09 ha).

Daheimleser oder -Leserin in Danzig. Sie haben Recht! Es muß in dem betreffenden Artikel heißen: „Die Ankunft des Zaren Nikolaus und seiner Gemahlin, der preussischen Königs-tochter Alexandra“ und nicht Alexandrine. Der Irrtum beruht auf einem Satzfehler. Die preussische Prinzessin, eine

Tochter des Königs Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, hieß ursprünglich Charlotte, nahm aber bei ihrer Verheiratung mit dem Zaren Nikolaus den Namen Alexandra an. Die preussische Prinzessin Alexandra (gest. 1892), auch eine Tochter Friedrich Wilhelms III., heiratete den Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin; sie war die Mutter des Großherzogs Friedrich Franz, des Heerführers im Kriege von 1870/71. — Besten Dank für das Gedicht. Es ist, auch für das Kinderdaheim, viel zu lang.

E. G. in Gf. Wenden Sie sich an die Kunsthandlung von Umsler & Rutherford in Berlin W., Behrenstr. 29a.

Pro-Bar in P.mund. Die deutsche Buren-Centrale in München (Wilschelmstr. 2) hat bis jetzt — Ende November — rund 60 000 M. nach Südafrika und Betschuda verschickt, und inll. der Spende vom Nothen Kreuz (M. 10 000), etwas über 75 000 M. eingenommen. Die Kleider- und

Wäsche- u. Sendungen gehen bei der Exportfirma L. Rascher & Co. in Hamburg, Ferdinandstr. 41, ungemein reich ein. Da alle 14 Tage ein Schiff geht, und die Buren-Centrale selbst stets, so lange der Krieg dauert, Geld gegen Quittung annimmt, so ist stets Gelegenheit zur Fortsetzung der dringenden nötigen Wohltätigkeit vorhanden.

L. S. in St. An weiblichen Krankenpflegerinnen herrscht nicht gerade Mangel. Wer an einer Universitätsklinik antommen will, muß sich an die Direktion unter Beifügung von Zeugnisabschriften wenden. Am besten ist persönliche Meldung. Zunächst wäre eine Privatstellung in einer Universitätsstadt ruhig anzunehmen und Kenntnis der Verhältnisse zu erlangen. Dann wird sich Aussicht auf eine Stellung an einer Klinik bei eintretender Vakanz ohne längere Arbeitslosigkeit und Enttäuschung bieten. Männliche Krankenpfleger sind noch gesucht. (Fortsetzung S. 30.)

Weihnachts-Anzeiger

Die Bedeutung dieses scheinbar so kleinen Artikels wird immer mehr erkannt. Millionen Päckchen wandern heute schon in die Küchen und Millionen vorzüglich geratener Kuchen und Backwerke beweisen seine Güte und reizen die Hausfrauen und Töchter immer wieder, **„Selbstgebackenes“** auf den Tisch zu bringen.

Kuchen werden leicht verdaulich, brauchen keine Hefe und misslingen nie.

Klöße gewinnen an Porosität und Wohlgeschmack.

Pfannkuchen — Puffer — und alle in Fett gebackene Speisen nehmen nicht so viel Fett auf und werden trotzdem locker.

Fleischklöße, hergestellt aus den Resten, werden leichter verdaulich und wohlschmeckender.

In **Puddings** und **Flammeries** rührt man nach dem Kochen einen Theelöffel voll **Oetker's Backpulver** und die Speisen werden hierdurch leicht u. schwammig.

Die **millionenfach** bewährten Rezepte erhalten Sie gratis und franko von **Dr. A. Oetker, Bielefeld.**

(15135)



Knorr's Hafermehl

Knorr's Reismehl

Beste Kindernahrung.

Richtigster Zusatz zur Kuhmilch.
Knorr's Hafermehl hat sich in 30jähriger Praxis aufs Glänzendste bewährt.

für vorzüglich schmeckende, rasch zubereitende Schleimsuppen.

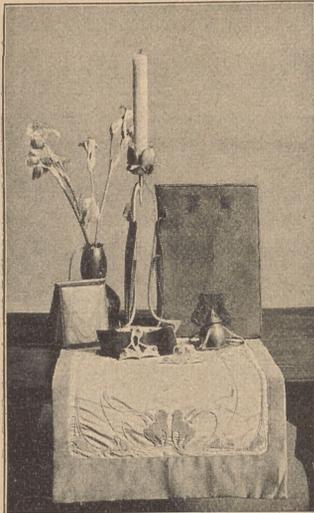
Knorr's Reismehl wird ferner bei kleinen Kindern mit Vorteil abwechslungsweise, event. auch gemischt mit Hafermehl gegeben.

In $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Kilo-Paketen überall zu haben.

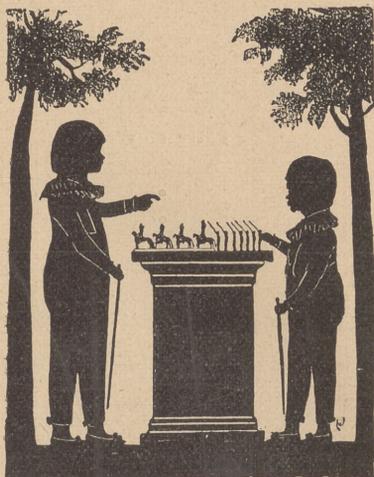


Aquarellbild von Aug. Mandl. Zur Erzählung: Die neun Strohwische oder der Graumantel. Von Eva Walder. Aus: Junge Mädchen. VII. Jahrgang.

buch. Flotte Fahrt! rufen wir dem jugendbuche zu. Es kann ihm, denken wir, kaum daran fehlen.



Schreibmappe mit Lederschnitt, Bronzeflechter und Kanne, Gürtelschnalle, Tintenfaß, Nähstichdecke. Aus: Junge Mädchen. VII. Jahrg.



Prinz Wilhelm, 5 Jahre alt, und sein Bruder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, mit Bleisoldaten spielend. Aus: Kinderlust. VII. Jahrg.

Stinde, Reinhold von Werner, Hermann von Wismann, Julius Wolf sind unter den vielen Mitarbeitern. Erzählt wird von einer Jagd auf Sklavensfahrer, von der Laufbahn des Seeoffiziers, vom Leben und Treiben an Bord, von deutschen Werten, von den Hochseepanzern, von den Hansestädten und ihren Seeräuberkämpfen, von Deutschlands Seehandel, der Flaggen-sprache der Schiffe, den deutschen Kolonien am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts u. s. w. u. s. w. Schriftsteller mit echtem Seemannsblut erzählen Geschichten von Schiffsjungen und Seemanns-erlebnissen und aus dem Treiben fernster Welt. Es riecht nach Schiffstheer und Seetang, es schmeckt nach heißer Sonne und kalter Seeluft, dies Volks- und Jungensbuch, das prächtigen Volks- und jugendlichen — In zweiter Auflage, erweitert und vermehrt, tritt ein schon wohlbekannter Jugendkamerade, die „Lebensbilder deutscher Männer aus neuerer Zeit“ von Hans von Zobeltitz zu diesen zwei neuen. Aus den 30 Biographien der ersten Auflage sind in der zweiten 40 geworden; die seit dem Erscheinen der ersten Auflage heimgegangenen grüßten unter den deutschen Männern sowie einige früher zurückgebliebene, vermiste, fanden diesmal Aufnahme. Die Lebensbilderreihe fängt nun mit Otto von Bismarck an und führt u. a. neu auf zu den früheren: des Kronprinzen Generalstabschef Leonhard Graf von Blumenthal, den „Soldatenpfarrer“ Emil Frommel, Theodor Fontane, den Heimatsdichter, Gustav Freytag, Ludwig Anzengruber, Fritz Reuter, Heinrich von Treitschke und den Maler des deutschen Hauses und deutschen Gemüts, Ludwig Richter. — Daß alle diese Bücher auch gute Geschenke für Mädchen sind, je nach deren besonderen Veranlagungen und Neigungen, ist selbstverständlich. Ihr Buch, das Spezialbuch

der jungen Weiblichkeit, der Almanach „Junge Mädchen“, ist aber auch wieder da und die Herausgeberin, Frida Schanz, hat ihn zur neuen Ausfahrt ein Sprüchlein mitgegeben, das über seinen reichen, schönen Inhalt und seine frische, sonnige, schönheitsfrohe Tendenz alles sagt:

Nun fahren wir wieder Beim Klange der Vieler Ins Blaue hinaus, Im sonnigen Lenze, Der Wagen voll Kränze, Die Hoffnung voraus! Wir fahren durch Weiten, Durch Länder und Zeiten, Im Flug und im Schritt. O feliges Fahren Mit jungfrohen Scharen! Komm, Maidlein, fahr' mit!

Der VII. Band des Almanachs bringt alle die guten Erzählerinnennamen wieder: Johanna Klemm, Anna Klie, Agnes Harden, Elisabeth Würtzmann u. a. Lulu von Strauß und Torney erzählt von der Blumenmalerin Catarina Klein. Hans Benzmann gibt eine fein und taktvoll gehaltene Uebersicht über die Frauenlyrik der Gegenwart; Oskar Schumm ist mit einem reizvollen Bach-Artikel vertreten.



Bachsticker, hergestellt als Erinnerungsstück an die Enthüllung des Bachdenkmals zu Eisenach 1884; mit Bachs Namen, in Noten ausgedrückt. Aus: Junge Mädchen. VII. Jahrg.

Künstlerische Handarbeiten lieferten Rosa Pilz und Fra und Rudolf Wille. Wie immer ist die Poesie durch gute Namen vertreten. Der Bildschmuck ist erstaunlich reich, interessant und fein. Das Bunteste, Lustigste für die Kleinen, — unsre „Kinderlust!“ Sie ist gut und fest eingebürgert. Der neue Band VII bringt wieder eine Fülle von echter Lust ins Kinderreich: Prachtige Geschichten (von Elisabeth Würtzmann, Mite Krennitz, Pauline Schanz, Frida Schanz, Conradine Stinde, Luise Koppen), Gedichte in Hülle und Fülle, Bilder und Bilderbogen, Kländereien und Belehrungen — die vorzüglichsten von Elisabeth Lemke obenan —, Beschäftigungen, Kunststücke, Knochmandeln und Kästel! Keine „moderne“ Kinderliteratur kann diesem heiteren, reichhaltigen, gediegenen Kinderjahrbuch so leicht den Rang streitig machen! Der Geist der Dichterin und großen echten Kinderfreundin, die es herausgibt, liegt darüber und hebt es über das Gewöhnliche hinaus, gibt ihm aber auch die wahre Traulichkeit und Brauchbarkeit fürs deutsche Haus und die deutsche Kinderstube. Es ist zugleich das Buch der Mütter, ein Buch voll weisen, gutem Erziehungs- und Bildungsmaterial.



Chinesische.



Grenadier aus der Zeit Friedrichs d. Gr.

Aus: Kinderlust. VII. Jahrg.



Maidy Koch. Aus: Junge Mädchen. VII. Jahrg.



Die Wohnung in Eichenhain. Nach dem Aquarell von A. Zick. Aus: Kinderlust. VII. Jahrg.

Briefkasten der Redaktion.

(Fortsetzung.)

A. J. in M. Jede Annoncen-Exposition, z. B. die von Rudolf Mosse oder die von Saatenstein & Bogler, beide in Berlin, kann Ihnen raten, in welchem englischen Blatt Sie inserieren sollen.

Frau W. Anna S. in G. Wir vorzügliches Andachtsbuch können wir Ihnen das soeben im Verlage von Weglauer & Klotz in Bielefeld und Leipzig erschienene Werk: „Gnade um Gnade“ empfehlen. Es enthält, wie der Titel besagt: „Die wichtigsten Abschnitte der heiligen Schrift für die tägliche Morgen- und Abendandacht des evangelischen Christenhauses“ und ist unter Mitwirkung anderer angelegt und herausgegeben von Ernst Kühn, Pastor in Siegen, und Oskar Brüllmann, Pastor in Berlin. (Preis geh. 4 Mk., elegant gebunden 6 Mk., in elegantem Halbfranzband mit Goldschnitt 7 Mk.). Das Buch hat vor allem darin seine Eigenart, daß es im Unterschied von den meisten neueren Büchern versucht, durch das Ganze der heiligen Schrift zu führen, indem es längere Abschnitte der Bibel den täglichen Andachten zu Grunde legt. Von verschiedenen maßgebenden Stellen ist dieses Bedürfnis ausgesprochen worden. Das vorliegende Buch stellt nun in 818 Abschnitten, welche für die Morgen- und Abendandacht aller Tage des Kirchenjahres sowie für die besonderen Fälle des kirchlichen, vaterländischen und Familienlebens ausgesucht sind, den großen Zusammenhang der Bibel vom ersten bis zum letzten Blatt heraus, und die Hausandacht wird an der Hand dieses Buches eine wirkliche Kenntnis der heiligen Schrift vermitteln. Einen ferneren Vorzug hat „Gnade um Gnade“ durch den Kreis seiner Mitarbeiter. Es kam den Herausgebern darauf an, statt Abschnitte aus älteren Veröffentlichungen vielmehr eigenen für diesen Zweck gearbeitete Beiträge von untern bedeutendsten Kanzelrednern zu sammeln. Es ist gelungen, 90 zum größten Teil bekannte Persönlichkeiten für dieses Unternehmen zu vereinen, aus nahezu allen Teilen Deutschlands.

F. P. B. Wenn es Ihnen nun nicht gerade aus besonderem Grunde um die französische Riviera zu thun ist, so möchten wir Ihnen das reizend gelegene Massio (ita-

lienische Riviera) als angenehmen Winteraufenthalt vorschlagen. Sie finden dort neben gesunder milder Seeluft eine reizvolle Gegend. Die Lage ist ähnlich wie die von San Remo, die Verhältnisse aber einfacher. In der neu errichteten deutschen Pension Villa Luigia (Inhaber: Herr Gregorovius) würden Sie gut aufgehoben sein. Frau Oberin Wilken vom Diakonissenbause in Dessau ist gern bereit, Ihnen aus eigener Kenntnis nähere Auskunft zu geben. Man erreicht Massio von Genua in einer Stunde.

R. S. in A. Wir können Ihnen als recht geeignetes Weihnachtsgeschenk für Ihren Sohn, den angehenden Subdjos, das soeben erschienene Werk von Dr. B. Grabbe: „Dalte Kurschenerlichkeit!“ (Verlag der Union in Stuttgart) empfehlen. Das vornehm ausgestattete Buch mit seinem von Franz Stassen entworfenen Einband und über 300 mittlen aus dem akademischen Leben gegriffenen Abbildungen läßt in einer Reihe feiner Bilder das ganze Leben Bruder Subdjos vom Nullus an bis hin zum Wsilitier am Leier vorüberziehen, bald mit frischem Humor, bald mit stimmungsvollem Ernst, wie es die Wirklichkeit mit sich bringt. Das Werk wird aber nicht bloß den angehenden und gegenwärtigen, sondern auch den gewesenen Subdjos eine rechte Freude machen, denn es zaubert mit vollster Lebenswahrheit die leider so rasch entflozene schöne Jugendzeit an der alma mater auch dem Leier im grauen Haar wieder vor die Augen.

„Grenzers Trost.“ — A. B. in B.; G. H. in F. b. E. Besten Dank! Leider ungeeignet!

Es sei einem Schulmann, der sein besonderes Augenmerk auf Anziehungsmittel für Schule und Haus gerichtet hat, erlaubt, hier auf eine seit einigen Jahren erscheinende Sammlung von Bilderbogen hinzuweisen, die bei uns leider noch nicht genug bekannt ist. Und doch gehören die Blätter zu dem Wenigen, das der Jugend echte Kunst entgegenbringen will. Es sind die von der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst unter Aufsicht des k. k. Ministeriums herausgegebenen Bilderbogen für Schule und Haus. Mit allen Mitteln der fortgeschrittenen Technik bieten diese Blätter, von anerkannten Künstlern entworfen, Abbildungen biblischer, geschichtlicher, nament-

lich kulturgeschichtlicher Vorgänge und Gegenstände (z. B. das Wohnhaus des romanischen Stils, die romanische, die gotische Burganlage, Belagerung einer mittelalterlichen Stadt, römischer Hafen zc.), geographische und naturwissenschaftliche Abbildungen, in köstlichen Farbendruck und Illustrationen von Märdchen, Sagen und Legenden. Wir haben augenblicklich in Deutschland nichts, was dem an die Seite gestellt werden könnte. Zu meiner Freude zählt auch ein Kenner, wie Direktor Dr. Kaubich, diese Bilderbogen zu dem wirklich Empfehlenswerten. Und ich als Schulmann weiß aus mehrjähriger Erfahrung, daß die Knaben vom ersten Schuljahre ebenso wie die Bräuner ihre Freude an diesen Bildern haben. Der Text auf der Rückseite ist vorzüglich, für die kulturgeschichtlichen Gegenstände zumeist aus unserer besten Quelle, aus Gustav Freytag, entlehnt. Dabei ist der Preis der denkbar billigste, 10 Pfennige für das Blatt, 3 Mark für 25 Bogen mit Mappe. Es sind bis jetzt 3 Mappen erschienen.

Dr. Merian-Gesamt in Frankfurt a. M.

Briefkasten des Sammler-Deichs.

A. in Cassel. Wenn Sie beabsichtigen, eine allgemeine Zeitsammlung anzulegen, so ist die Idee, mit einem Heft von Hauptblättern der ganzen Welt zu beginnen, vielleicht ganz richtig, und gerne werden wir Ihnen fremdländische Namen vordrücken, umsonst, als wir hoffen, auch anderen sammelnden Lesern Dienste damit zu erweisen. Wir beginnen mit geläufigen slavischen Blättern: Russische: Swjet = Leuchte; Grashdanin = Bürger; Narod = Das Volk; Slowo = Wort; Nowoje Obosrenije = Neue Rundschau; Nowoje Wremja = Neue Zeit; Peterburgskaja Gaseta = Petersburger Zeitung; Listok = Blatt; Pravitelstweny Wjestnik = Regierunqsbote; Syn Oetschestwa = Sohn des Vaterlandes; Golos = Stimme; Wjedomosti = Nachrichten; Nowosti = Neuigkeiten; Mirowyje Orgolosski = Welt-Chro. Polnische: Dziennik Poznański = Pöjener Tageblatt; Goniec Wielkopolski = Großpolnischer Eilbote. Tschechische: Narodny Listy = Volksblätter; Cesky Lloyd = Tschechischer Lloyd; Narodni Politika = Nationale Politik; Pražské Noviny =

Prager Neuigkeiten; Hlas Naroda = Volksstimmen. Serbische: Glasnik = Ruf; Srbské Noviny = Serbische Neuigkeiten. Montenegroinisch: Glas Crnagorca = Montenegroinische Stimme. Bulgariisch: Swoboda = Freiheit.

F. B. in Oliva. Der preussische Siegessthaler 1871 kostete nur 3,25 bis 3,50 Mk., der sächsische dagegen, wenn sehr gut erhalten, etwa 7 Mk.

B. Schuß in Breslau. Die Dentmünze, von welcher Sie ein Stearinnegativ einschickten, ist im Jahre 1877 durch Loos in Berlin auf die Unterdrückung der Unruhen in Holland geprägt worden. Im Verlaufe des englisch-holländischen Krieges hatten die Bürger der Erbstatthalterin, einer Schwester Friedrich Wilhelms II. von Preußen, den Eintritt nach dem Haag verweigert; darauf ließ der König unter dem Befehle des Herzogs von Braunschweig ein sächsisches Heer in Holland einrücken, welches Utrecht und Amsterdam besetzte und die Verfassung wiederherstellte. — Hierauf beziehen sich die Umschriften: „Fulminis Minister — Laceratae Seditioibus“ und „Amst. Expugn. Caroli Brunni D. Auspicis MDCCCVII.“ Die Figur auf dem batavischen Schild. Das Stück ist etwa 8 Mk. wert. A.

Gesundheitsrat.

Leserin auf dem Lande. Das Ohrenschmalz und die Schwerhörigkeit kann nur ein zu Nute gezogener Ohrenarzt beseitigen. Gerade zur Herbstzeit bei dem feuchten Wetter und scharfem Wind kann sich ein solches, noch heilbares Leiden bei vollständigen Taubheit verschlimmern, wenn nicht noch schwerere Folgen haben. Bei Ohrenleiden hört jedes Selbstkurieren auf, deshalb empfehlen wir nichts anderes, als sobald wie möglich zum Arzt zu gehen. Dr. B. L. S. Eine gründlich erforschte Nafte bestreicht man abends mit Lassars Zinkfospaste, die morgens mit Öl entfernt wird. Der zurückbleibende weiße Schein dämpft die rote Hautfarbe. Bei Tage bestreiche man die Nafte mit Kampferess = Wajeline. Beide Mittel sind in jeder Apotheke erhältlich. Dr. B.

Absolut bestes Mundwasser der Welt! Opatol Ueber die ganze Erde verbreitet!

Hochempfehlenswert

für Sanatorien, Heilanstalten, Apotheker und Drogisten, Pensionen, Hôtels, Restaurants, Cafés, Familienkreise u. s. w. haben sich laut zahlreichen Anerkennungen die

Bordeaux- und Süd-Weine

der Weinimport-Firma: J. G. Heintzen, Westerstede i. Oldenburg

Als Frühstückswine grossartig! Appetitanregend.

Table with 2 columns: wine type and price. 1 Sortiment Portwein: 3 Fl. à ca. 3/4 Ltr. = M. 4,20. 1 Sortiment Bordeaux-Wein: 3 Fl. à ca. 3/4 Ltr. = M. 3,85. 1 Sortiment Portwein: 12 Fl. à ca. 3/4 Ltr. = M. 16,40. 1 Sortiment Bordeaux-Wein: 12 Fl. à ca. 3/4 Ltr. = M. 15.—

Verdauungsbefördernd. Nervenstärkend. Heilkräftig. Blutbildend.

Franko Nachnahme. — Flaschen und Verpackung werden nicht berechnet.

Für die absolute Reinheit dieser Weine bietet die stete Kontrolle von Seiten beider Handels- und Zollchemiker volle Garantie.

Für die hervorragende Qualität geben fortwährende Nachbestellungen den schlagendsten Beweis. Direkter Geschäftsverkehr mit den Konsumenten. Keine Reisenden, Agenten und Zwischenhändler. Die auf diese Weise erzielten Ersparnisse gestatten den Import im Grossen und nur von Weinmarken ganz exquisiter Qualität. Bestellungen beliebe man zu richten an:

J. G. Heintzen, Weinimport, Westerstede i. Oldenburg.

Pariser Weltausstellung 1900. Von der Internationalen Jury wurde den Singer-Nähmaschinen der höchste Preis der Ausstellung, zuerkannt. GRAND PRIX. Die Nähmaschinen der Singer Co. für den Familiengebrauch, Kunstfertigkeit sowie industrielle Zwecke jeder Art verdanken ihren Weltruf der musterhaftesten Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle deren Fabrikate auszeichnen. Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunstfertigkeit. Singer Co. Nähmaschinen Akt.-Ges., Hamburg. Berlin, Kronenstr. 11. * Leipzigerstr. 86.

Musik werke. Polyphons, Drehorgeln, Bandoneons, Concertinas, Ziehharmonikas, Violinen, Zithern, nur erstklassige Fabrikate. Photographische Apparate. zu Weihnachtsgeschenken vorzüglich geeignet — zu billigsten Preisen und leichtesten Zahlungsbedingungen. Kataloge umsonst u. portofrei. JÄNIGHEN & Co., Leipzig. Kataloge umsonst u. portofrei.

Weihnachtsbücherschau.

Für die Jugend.

(Fortsetzung.)

„Klar Schiff“ betitelt Gustav Adolf Erdmann (Wittenberg, Herrosé) sein prächtiges, von frohem Humor gewürztes, von warmer Vaterlandsiebe durchhautes Buch. Es ist mit großer Sorgfalt auf Grund eingehender Sachkenntnis geschrieben und verfolgt den Zweck, unserer deutschen Jugend zu zeigen, was das Kaiserwort bedeutet: „Unsre Zukunft liegt auf dem Meere!“ Darum ist es kein gewöhnlicher Seeroman voll verlockender Abenteuer, sondern ein wirklich belehrendes Buch, durch das man eine Fülle solider Kenntnisse in bequemer Form erhält. Die kleine, flotte Erzählung ist gewissermaßen nur der Hafen, an den der Verfasser leicht und ungezwungen aufhängt, was er zu sagen hat. Er spricht über die Ausdehnung und Art unsrer Handelsbeziehungen, Größe und Wichtigkeit der Handelsflotte, ihre noch immer wachsende Weltbedeutung, und über die Notwendigkeit, mit der ihrer Entwicklung die der Kriegsmarine folgen muß; ferner über alle einschlägigen Einrichtungen, von den gewaltigen Werften bis zu den Signalflaggen und schließlich als einen besonders wichtigen Faktor über Charakter und Leben, Art und Empfinden der seefahrenden Bevölkerung. Erdmann läßt den jungen Helden des Buches in seiner Eigenschaft als Seekadett und Leutnant alle Übungen und Flottenmanöver, dies Kriegsspiel im Frieden, getreu nach der Wirklichkeit durchmachen. Im letzten Kapitel aber

kann er sich's nicht verjagen, wenigstens in der Phantasie die Probe auf das Exempel zu machen und was eine solche Marine mit einer solchen Besatzung und solchem Offizierkorps im Ernstfall zu leisten im Stande wäre. Das Buch ist nicht nur für angehende Teerhänse, sondern auch für jeden Laien eine fesselnde und förderliche Lektüre, der man die weiteste Verbreitung wünschen möchte. — „Kaiserreich und Gottesreich“ von Brigitta Augusti (Leipzig, Ferdinand Hirt). Es ist eine Freude, wenn man ein Buch so uneingeschränkt empfehlen kann, wie dieses. Die Verfasserin, der Jugend längst durch manche anmutige Erzählung wohlbekannt, hat mit ihrer freien Bearbeitung von Henryk Sienkiewicz' berühmtem Roman „Quo vadis“, dem sie den obigen Titel gegeben hat, die Zahl guter Familienbücher um ein wertvolles Stück vermehrt. Lebhaftes Zeitkolorit, vorzügliche Charakterisierung, spannende Handlung fesseln den Leser bis zum letzten Blatt. Wir sind innerlich gezwungen ihn mitzukämpfen, den gewaltigen Ringkampf der beiden Reiche — und wir fühlen deutlich durch, weshalb das eine trotz scheinbaren Unterlegens der Sieger bleiben muß: nämlich weil es das Reich der Wahrheit und der menschgewordenen Liebe ist, an der man seine Anhänger erkennt, während das andre das Reich der fleischgewordenen Lüge und Selbstverherrlichung ist. Doch begreift man andererseits ganz wohl, wie der Glanz irdischer Herrlichkeit und Schönheit manche im Grunde edel veranlagte Natur unilöblich fesselt. Eine solche

ist Petronius. Der fein gebildete, vornehme Römer, der nur den Kultus der Schönheit kennt, imponiert dem Kaiser Nero durch seinen Wit, seine kühl überlegene Ruhe, sein künstlerisches Verständnis und benützt je zuweilen seinen Einfluß, wenn es „ihm nicht zu viel Mühe macht“, um „unästhetische Greuel“ zu verhindern! Da aber, wo er für das Heil derer, die er liebt, seinen Neffen und dessen junge Braut, diesen Einfluß anbietet, da versagt derselbe, und ein tückischer Blick aus den Augen seines kaiserlichen „Freundes“ läßt ihn sein Todesurteil ahnen. Doch er kommt ihm zuvor. Mit der heitren Ruhe des stoischen Philosophen und weltfatten Lebenskünstlers, begehrt er seinen Austritt aus dem Leben durch ein raffiniert erdachtes Festgelage, dessen Höhepunkt sein Tod ist. Eine ganz entgegengesetzte, ebenso meisterhaft gezeichnete Figur ist der verräterische Grieche Chilon Chilonides. Angesichts seiner christlichen Opfer an ihren Marterpfählen in den Gärten des Nero gibt er aber endlich zerbrochen und erschüttert, der Wahrheit die Ehre und der einst schmerzschwere Feigling besiegelt seine Bekehrung mit einem qualvollen Martertode. Eine Liebesepisode mit feiner psychologischer Entwicklung ist tief und geschickt in diesen düstern Hintergrund verwebt. Zwölf fein ausgeführte Tonbilder nach Johannes Gehrts illustrieren das schöne Buch. — „Aus der Prima nach Tientsin“ (Leipzig, Ferd. Hirt) nennt Carl Lanera seine neueste Erzählung, eine Fortsetzung des im Vorjahr er-

schienenen „Der Freiwillige des Jitsi“. Der Held ist der jüngere Sohn jenes selben Elsässer Hauses, das nach 1870, zu den Unverföhnlichen gehörig, nach Afrika auswanderte, aber durch eine Verkettung merkwürdiger Schicksale dem Deutschland neu gewonnen wurde. Seinem älteren Bruder nachahmend, kennt auch der jüngere keinen herrlicheren Beruf, als den des deutschen Seeoffiziers. Er meldet sich als Freiwilliger bei dem in Ostasien stationierten Schiff seines Bruders. Unter merkwürdigen und doch nirgends aus dem Rahmen jastlicher Wahrscheinlichkeit herausfallenden Erlebnissen erreicht Robert die deutsche Flottille in Shanghai und macht den eben ausgebrochenen Krieg gegen China mit. Man merkt den interessantesten Schilderungen von Land und Leuten an, daß Lanera sie nicht nur vom Schreibtisch her, sondern aus eigener Anschauung kennt. Und wo er Schlachtenbilder entwirft, da hören wir den ehemaligen deutschen Offizier sprechen. Besonders anziehend liest sich die Erzählung von dem heldenhaften Zuge Seymour's zum Entsatz der Gefandtschaften und das bekannte Wort des Engländers „Germans to the front“ schwelt das Herz von neuem in freudigem Stolz. Acht Tonbilder sind dem Buche beigegeben, dessen Ausstattung auch sonst nichts zu wünschen übrig läßt. — Bruno Garlepp, der unermüdete Jugendschriftsteller, hat dem Geschichtenfreie, den er unter dem Titel: „Jenseit der Grenzpfähle“ zusammenfaßt, mit dem vorliegenden Werke den Schluß-

(Fortsetzung auf Seite 33.)



KAISER-BORAX

Schutz - Marke.

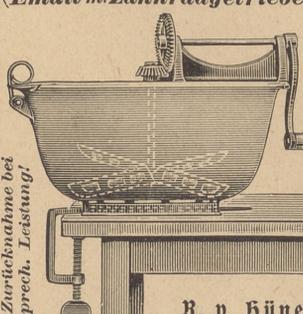
für Toilette und Haushalt.

Geruchlos: in roten Cartons zu 10, 20 und 50 Pf.
Parfümiert: in eleg. Cartons zu 50 Pf und M. 1.—

Alleiniger Fabrikant Heinrich Mack in Ulm a. D.

Blitzrührschüssel

(Teigrührapparat aus Email m. Zahnradgetriebe)



bietet = 80 % = Zeit- und Kraftersparnis beim Teigrühren u. unerreichbar prachtwolle Backresultate ist ferner von grösstem Wert bei Herstellung von Puddings, Mayonnaisen etc. u. dient nach Abnahme des Triebwerks (ein einziger Griff) als extra starke Emailschüssel das ganze Jahr für alle mögliche Zwecke.

Bei der Weihnachtsbäckerei beinahe unentbehrlich. Ausführung auf allgemeinen Wunsch jetzt in 2 Größen 34 cm Durchmesser. Rezept bis 20 Eier M. 15.— 28 cm Durchmesser für Rezepte bis 12 Eier M. 9.—. Erhältl. in feineren einschlag. Geschäften; wo nicht, direkt vom allein. Fabrikant.

R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart.

1 Sammlung bewährter Rezepte sowie Prospekte und 1a Zeugnisse auch über die rühmlichst bekannten Haushaltungs-Buttermaschinen und andere praktische Haus- und Küchenartikel gratis und franko. —

Man achte auf die Schutzmarke „mit dem Bären“.

Garantie: Zurücknahme bei nicht entsprech. Leistung!



SALTA

Wer sich Kopferbrechen ersparen will, was er seinen Lieben zu Weihnachten schenken soll, wähle ein Salta-Spiel, es bietet Jung und Alt dauernde Freude und Unterhaltung.

Preis Mk. 2.50, 6.—, 12.—, 24.—, 45.—.

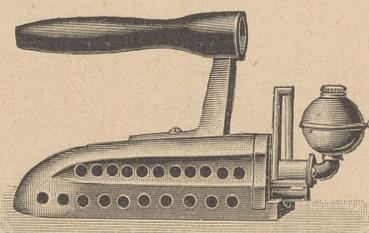
A. Wahnschaffe, Kgl. b. Hofl., Nürnberg,

Erstes u. bed. Spielwarenversand-Geschäft. [14768]

→ Kompl. Preisliste gratis und franko. ←

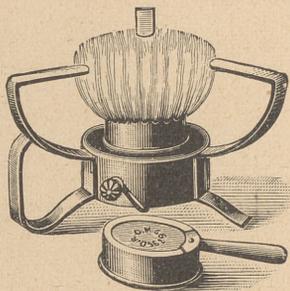
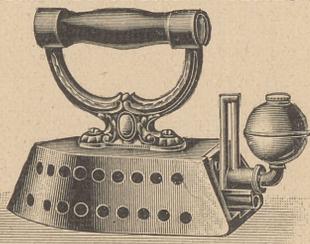
Apparate für Brennspritus-Verwendung

haben sich neuerdings infolge der in allen Teilen Deutschlands erfolgten erheblichen Verbilligung des Brennspritus und der sehr bemerkenswerten technischen Vervollkommnung grosse Beliebtheit erworben. Nachstehend sind einige der gangbarsten Artikel dieser Art aufgeführt, die sich durch sparsamen Spiritusverbrauch auszeichnen und nach zahlreich eingegangenen Zeugnissen tadellos funktionieren. Näheres ist aus dem illustrierten Hauptkatalog zu ersehen, welcher von den unten verzeichneten Ausstellungs- und Verkaufslokalen gratis und franko versandt wird. In diesen Lokalen werden sämtliche Apparate den Interessenten bereitwilligst im Gebrauche vorgeführt. Es herrscht daselbst keinerlei Kaufzwang, da die Centrale für Spiritus-Verwertung sich die Aufgabe gestellt hat, die Kenntnis dieser Apparate in umfassendster Weise im Publikum zu verbreiten.



Bügeleisen.

Einmal angeheizt, wozu ca. 20 Minuten erforderlich, behält es stets gleiche Hitze. Hierzu nur Nachfüllen von Spiritus alle $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunde notwendig. Kein Rauch, keine Asche, keine schädlichen Gase. Durchaus gefahrlos. Spiritusverbrauch ca. $\frac{1}{8}$ Liter in der Stunde. Preis je nach der Ausführung und Grösse von **Mk. 7.—** an.

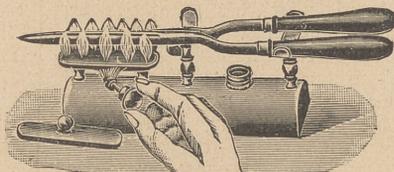
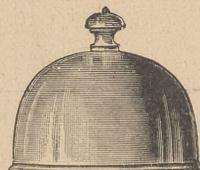


Handkocher.

Nur Spiritusgas brennend. Einfachste u. bequemste Handhabung. 1 Liter Wasser kocht in ca. 8 Minuten. Nicht regulierbar von **Mk. 0.55** an. Regulierbar von **Mk. 1.10** an.

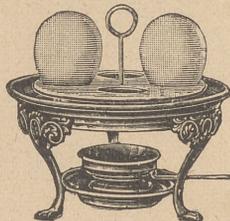
Tischlampe.

Preise für die komplette Lampe in den geschmackvollsten Ausführungen von **Mk. 12.—** an. Preis für Brenner von 60 Kerzen Leuchtkraft, einschl. Cylinder u. Glühstrumpf **Mk. 7.—**. Auf jede Petroleum-, Tisch- u. Hängelampe aufzuschrauben. Spiritusverbrauch $\frac{1}{8}$ Liter per Stunde.



Frisierlampe.

Mit Gasbrenner **Mk. 2.10**. Dieselbe mit umlegbarem Reiseverschluss **Mk. 2.35**.



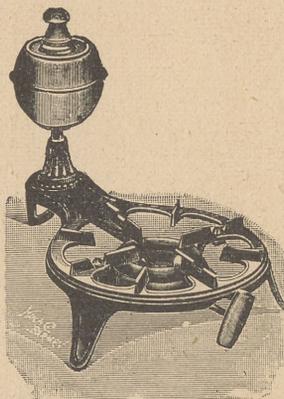
Eierkocher.

Zum Sieden der Eier in Dampf auf dem Frühstückstisch. Von **Mk. 8.45** an.



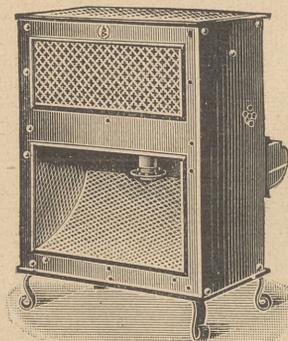
Reisekocher.

Ineinanderlegbar. In mannigfaltigster Ausstattung, auch mit Bratpfanne, Eierständer, Kaffeebehälter und Theekugel. Von **Mk. 0.85** an.



Einflamm. Herdkocher.

Mit regulierbarem Gasbrenner, daher bei längerem Brennen grosse Ersparnis. Vollständig ungefährlich. 1 Liter Wasser kocht in ca. 7 Minuten. Von **Mk. 6.—** an.



Tragbarer Heizofen.

Mit regulierbarem Gasbrenner und Messing-Reflektor. **Mk. 38.—**.



Eingetragenes Warenzeichen.

BRENN-SPIRITUS

in guter Qualität ist jetzt überall zu dem billigen Preise von

25—28 Pfennig pro Liter

erhältlich. In Berlin in Patentflaschen mit Originalverschluss 90 Vol. % 25 Pfg. pro Liter. Zu haben in den Ausstellungs- und Verkaufslokalen, woselbst auch jedem Konsumenten von Brennspritus gern die ihm zunächst gelegene Bezugsquelle nachgewiesen wird. Unsere Organisation für den Verkauf von Brennspritus erstreckt sich über ganz Deutschland.

Ausstellungs- und Verkaufslokale:

- Berlin NW., Friedrichstr. 96 (gegenüber dem Central-Hotel), Centrale für Spiritus-Verwertung.
- Cottbus, Sandowerstr. 20, Cottbuser Essigspritfabrik.
- Erfurt, Johannesstr. 116, Albert Schacke.
- Halle a. S., Leipzigerstr. 43, Spiritus-Verwertungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
- Hannover, Louisenstr. 1, Kraul & Wilkening.
- Köln a. Rh., Hohestr. 46, Max Spiegelberg.

- Leipzig, Reichsstr. 6, Leipziger Spritfabrik.
- München, Neuhauserstr. 33, Bayerische Gesellschaft für Brennspritus-Verwendung G. m. b. H.
- Posen, Berlinerstr. 18, Posener Spritaktiengesellschaft.
- Stettin, Kleine Domstr. 11, Pommersche Spiritus-Verwertungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
- Stuttgart, Leonhardplatz 1, Gesellschaft f. Brauerei, Spiritus- und Presshefenfabrikation vorm. G. Sinner.

Von diesen Firmen werden Bezugsquellen für Apparate überall in Deutschland nachgewiesen.

Centrale für Spiritus-Verwertung G. m. b. H., BERLIN C. 2.